

WIR

2/2017
fdst.de

Die neue Berliner Landesbehindertenbeauftragte

Der WIR-Schreibwettbewerb

Die Homestory: zu Gast bei den Westermanns



Spurensuche zum Reformationsjahr

WORAN ICH GLAUBE

Thema: Ist der Zug schon abgefahren?

#WIRschreiben

Der Schreibwettbewerb
des WIR-Magazins

WIR suchen Ihre Geschichten und Gedichte!

Ein abfahrender Zug – ist das nicht ein Sinnbild für abgebrochene, unterbrochene Beziehungen? Vielleicht sind es aber auch Geschichten, in denen sich Ihre Heldin oder Ihr Held Herausforderungen stellt, die eine Krankheit oder eine Behinderung mit sich bringen können, oder in denen schwierige Lebensumstände gemeistert werden müssen. Ihre Hauptfigur kennt Rückschläge. Doch daraus kann möglicherweise auch etwas Positives entstehen. Vielleicht glaubt sie, etwas verpasst zu haben, und es stellt sich heraus, dass dem doch nicht so ist? Vielleicht ist es gut, nicht in den Zeug zu steigen ... Welche Wendung die Story auch nimmt: Lassen Sie Ihren Gedanken freien Lauf, gern auch in einfacher Sprache.

WIR freuen uns auf Ihre Beiträge! Eine namhafte und inklusiv besetzte Jury wählt von Ihren Beiträgen drei aus, die in der Ausgabe des WIR-Magazins 2/2018 veröffentlicht werden. Dazu gibt es tolle Preise, wie ein Wochenende im barrierefreien Vier-Sterne-Hotel HausRheinsberg.

Einsendeschluss: 30. April 2018



Ihre Beiträge (doc, docx, rtf, odt) oder Rückfragen senden Sie bitte unter Angabe des Betreffs #WIRschreiben an WIR-Redakteurin Anna Koch:
schreibwettbewerb@fdst.de

#WIRschreiben

Teilnahmebedingungen/Rechtliches:

Sie sind mindestens 18 Jahre alt. Ihnen entstehen bei einer Teilnahme keine Kosten. Sie dürfen nur eine Geschichte (2-3 Seiten) oder ein Gedicht (1 Seite) einreichen. Die eingereichten Beiträge müssen von Ihnen selbst stammen und dürfen keine Rechte Dritter verletzen. Wer gewinnt, ermächtigt die Fürst-Donnersmarck-Stiftung, seinen Beitrag im WIR-Magazin zu veröffentlichen und in den Social Media-Kanälen darauf zu verweisen. Mit der Einsendung Ihres Beitrags geben Sie bekannt, dass Sie mit allen genannten Bedingungen der Ausschreibung einverstanden sind.



Thomas Golka (links) und Sebastian Weinert präsentieren die Stiftungsbiografie im Stiftungshotel in Bad Bevensen.

Die WIR zum Download finden Sie unter: fdst.de/wirmagazin

Die WIR im Dialog: Folgen Sie uns auf Facebook und machen Sie mit! [facebook.com/fdst.de](https://www.facebook.com/fdst.de)

In eigener Sache

Staffelstab in der Leitung des WIR-Magazins weitergereicht

Seit geraumer Zeit bemühen wir uns, unseren Leserinnen und Lesern einen Blick hinter die Kulissen des WIR-Magazins zu geben. So berichten wir beispielsweise auf unserem Facebook-Kanal davon, wie die Ausgabe wächst und wo wir für unsere Geschichten unterwegs sind. Und auch in diesem Heft tauschen wir nicht nur zwei Namen im Impressum aus, sondern berichten in eigener Sache: Ende September ist Thomas Golka, unser Chef der Öffentlichkeitsarbeit, der lange die Geschicke der WIR lenkte und inhaltlich mitverantwortete, in den Ruhestand gegangen. Sein Nachfolger Sebastian Weinert ist der Fürst Donnersmarck-Stiftung und auch dem WIR-Magazin ein längst vertrauter Kollege. Seine Buchrezensionen, meistens zu inklusiven Themen, finden sich beim aufmerksamen Blättern in älteren Ausgaben. 2015 und 2016 schrieb der Historiker die Stiftungsgeschichte, deren Kurzfassung unser Titelthema in der WIR 2016/1 war.

Auch für diese Ausgabe steuerte und begleitete Sebastian Weinert die inhaltliche Suche nach dem Titelthema, beriet die Redaktion und setzte sich für Interviews und Artikel an die Tasten. „Es freut mich, dass ich die WIR zukünftig mitgestalten kann. Denn das Magazin hat eine lange Tradition, auf die wir alle sehr stolz sind. Die WIR gehört einfach zur Fürst Donnersmarck-Stiftung.“ WIR freuen uns über diesen gelungenen Übergang und darüber, dass wir in dieser Ausgabe noch Artikel von Thomas Golka abdrucken konnten. Im Namen der ganzen Redaktion wünsche ich Thomas Golka alles Gute für den wohlverdienten Ruhestand. WIR hoffen, dass er uns auch in Zukunft verbunden bleibt – einen Platz in unserer Redaktionsrunde lassen WIR ihm immer frei.

Ursula Rebenstorff

■ Stiftung aktuell

Der Blick zurück	6
Ein Feld entwickelt sich	8
Weihnachten, Ostern und Geburtstag an einem Tag	10
Wir kennen uns alle schon lange.	12

■ Titel

Woran wir glauben	14
Die WIR-Redaktion in Wittenberg	16
Der Luther-Effekt	18
Lutherstadt Wittenberg und ihre Barrierefreiheit	20
Zu Besuch im Johanniterhaus in Wittenberg	22
Hier sitze ich, ich kann nicht anders	24
Ich kann nicht tiefer fallen als in Gottes Hände	26
Evangelischer Kirchentag 2017 in Berlin	28
Vielfalt aus dem Glauben	30
Kirche ist für alle da	31
Weil wir uns ganz normal begegnen!	34
Die Andachtsgruppe im Fürst Donnersmarck-Haus	37
Der Traum vom Jakobsweg	38
Gute Nachbarschaft – Bessere Gesellschaft	40
Ist Glauben heilsam?	42
Reise zu uns selbst	44
Einige Ansichten des Buddhismus	44
Willkommen im Lotos Vihara-Zentrum	45
Wenn Medikamente nicht helfen	48
Was hilft es, zu glauben?	49
Bildergeschichten aus der Reformationszeit	52

■ Im Fokus

Die Belange von Menschen mit Behinderung von Anfang an mitdenken	54
Das barrierefreie Traumhaus	58
Selbsthilfe im Wandel	61

■ Unterwegs

Eine ganz besondere Kunstführung	63
Besuch in Wien im 300. Geburtsjahr von Kaiserin Maria Theresia	64
Von der Hölle zum Paradies	68
Die Internationale Gartenausstellung 2017 in Berlin-Marzahn	71
Das neue Kino Delphi Lux am Zoo	72

■ Sport

Eins auf die Glocke	74
Eine Kombination aus Action und Hallenschach	77

■ Leben & Lesen

Maria Theresia und ihre Familie	80
Von Mal zu Mal	83
Hast du Töne?	84

■ Tipps & Termine

Jeder für sich und alle zusammen	85
Service: Bestellcoupon, Adressen, Impressum	86



IM FOKUS 54
Die neue Landesbehindertenbeauftragte:
Christine Braunert-Rümenapf
im WIR-Interview



STIFTUNG AKTUELL 8

Mehr Teilhabe:
Forschungsaktivitäten
auf dem Weg



SERVICE 86

Bestellcoupon
Die Stiftung im Web
Stiftungs-Adressen
Impressum



TITEL 34

Inklusive Kirche:
Eine Pfarrerin zeigt
Wege auf.



SPORT 74

Schlagabtausch:
Über den therapeutischen
Nutzen des Boxsports



UNTERWEGS 63

Kunst macht mobil:
Kulturführungen für Menschen
mit Behinderung

Der Blick zurück

Zwei Dokumentationen über das 100-jährige Jubiläum der Fürst Donnersmarck-Stiftung



„Die Kunstvernissage im HausRheinsberg ist auch für die Küche immer ein großes Ereignis.“ HausRheinsberg-Küchenchef Carsten Pfefferlein bei der Auftaktveranstaltung des Jubiläumsjahres 2016



„Neben der tollen Atmosphäre war ich sogleich begeistert von der Vielfalt der dargebotenen Ausstellungen und Angebote: vom Kräutersammeln über den Rollstuhl-Parcours bis hin zur Malaktion.“ Katja Sandschneider von Yoga-barrierefrei über das Jubiläumsfest am 9. September 2016

2016 feierten wir gemeinsam mit unseren Freunden, Unterstützern, Klienten, Gästen und Kolleginnen und Kollegen das 100-jährige Jubiläum der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Die zahlreichen Aktivitäten des Jubiläumsjahres sind inzwischen selbst Geschichte – vom Mitarbeiterfest im Kosmos Berlin über das historische Wochenende am 7. und 8. Mai und das große Jubiläumsfest getreu unserem Motto „Mittendrin, so wie ich bin“ am 9. September bis hin zum stimmungsvollen Orgelkonzert im Berliner Dom am 19. Dezember.

Zum Ende des Jahres werden die vergangenen Feierlichkeiten noch einmal in die Gegenwart gehoben. Denn in den nächsten Wochen erscheinen gleich zwei Dokumentationen des 100-jährigen Jubiläums der FDST. Auf ganz unterschiedliche Weise führen sie uns durch das Jahr

2016 und laden zum gemeinsamen Erinnern ein. Die gedruckte Dokumentation *Gesichter des Jubiläumsjahres 2016* versammelt individuelle Rückblicke auf die Veranstaltungen zum 100-jährigen Jubiläum der Stiftung. Kuratoriumsmitglieder, Geschäftsführung, Mitarbeiter, Klienten und Partner der Stiftung beschreiben einen individuellen Moment des Jahres, der ihnen besonders in Erinnerung geblieben ist.

Einen multimedialen Rückblick auf die Feierlichkeiten bietet die Webdokumentation *Tour 100*, die bald online gehen wird. Mit Hilfe von Videos, Bildergalerien und vielem mehr lädt sie auf eine abwechslungsreiche Tour durch das vergangene Jubiläumsjahr ein und erweckt einige Feste und Aktivitäten nachträglich wieder zum Leben.

Die beiden Dokumentationen werden in den kommenden Wochen abgeschlossen sein. Behalten Sie unsere Webseite im Auge und folgen Sie uns auf *Facebook*, *Twitter* oder *Instagram*, um das Erscheinen nicht zu verpassen.

Sebastian Weinert



„Es war eine große Freude und Ehre, für die Landesvereinigung Selbsthilfe Berlin e.V. anlässlich der Jubiläumsfeier der Fürst Donnersmarck-Stiftung in der STATION Berlin auf der großen Bühne von Elke Stommel einen Scheck zur Unterstützung unserer Selbsthilfe-Arbeit entgegenzunehmen.“ Gerlinde Bendzuk auf dem Jubiläumsfest am 9. September 2016



„Als im Zuge der Planungen unseres 100-jährigen Jubiläums die Idee einer Stadtrundfahrt durch die Vergangenheit und Gegenwart Guido Graf Henckel Fürst von Donnersmarcks und seiner Stiftung aufkam, war ich sofort begeistert.“ Michael Schmidt, Baumanager der FDST, bei der historischen Stadtrundfahrt am 19. September 2016



Alle Teilnehmer tauschten sich angeregt über zukünftige Forschungsaktivitäten im P.A.N. Zentrum aus.



Ute Garske und Prof. Farin-Glattacker referieren im Sofitel über Teilhabe in der Forschungspraxis.



Prof. Józef Opara von unserer Partnereinrichtung in Repty berichtet von seinen Forschungen zu Virtual Reality.

Ein Feld entwickelt sich

Das 3. Forschungssymposium der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Am 7. und 8. September 2017 fand im Sofitel Kurfürstendamm und im P.A.N. Zentrum für Post-Akute Neurorehabilitation das 3. Forschungssymposium der Fürst Donnersmarck-Stiftung statt. Es dient dem gegenseitigen Austausch von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern im Bereich der Neurorehabilitation. Gleichzeitig ist es der Ausschreibungsaufakt des Forschungspreises, der im Jahr 2018 zum fünften Mal verliehen wird.

Drei große Themenschwerpunkte prägten das Symposium: Die Auseinandersetzung mit dem jungen Feld der Teilhabeforschung, die Diskussion aktueller Arbeiten aus der Neurorehabilitation und die Beschäftigung mit zukünftigen Forschungsaktivitäten im P.A.N. Zentrum. Hauptsächlich waren der Präsident der Helmholtz-Gemeinschaft, Prof. Otmar D. Wiestler, und der Präsident der Deutschen Gesellschaft für Neurologie, Prof. Gereon Fink. Die Tagungsleitung übernahm das Kuratoriumsmitglied Prof. Karl Wegscheider.

Sebastian Weinert

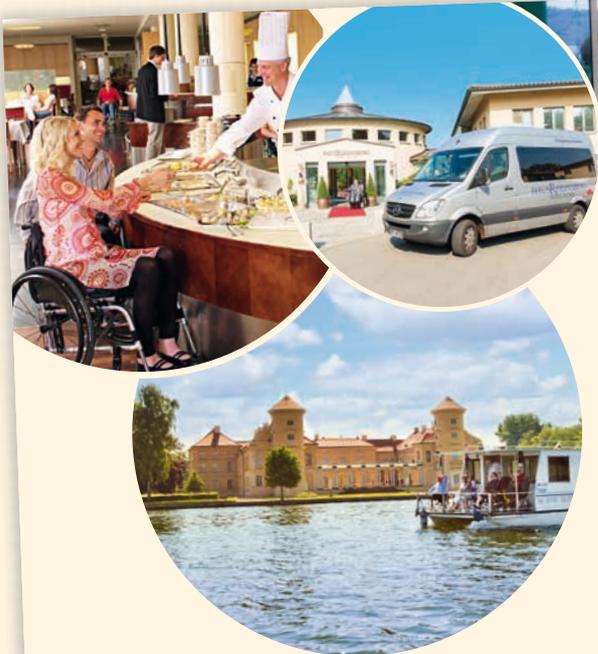


HAUSRHEINSBERG

★★★★
HOTEL AM SEE

Barrierefreier 4-Sterne-Komfort direkt am See

Das HausRheinsberg Hotel am See setzt als größtes barrierefreies Vier-Sterne-Hotel Deutschlands seit mehr als 15 Jahren Standards im barrierefreien Tourismus. Ob im Frühling, Sommer, Herbst oder Winter, hier finden Sie den idealen Ausgangspunkt für aktive Erholung. Erleben Sie die Schönheit und Vielfältigkeit der Region – nur eine Autostunde von Berlin entfernt. Zahlreiche Arrangements stehen für Ihren Urlaub bereit und bieten Ihnen für jede Jahreszeit einen Rundum-Wohlfühl-Urlaub.



- Viele Angebote unter einem Dach!
Schwimmbad, Saunen, Tagungsräume, Sporthallen, Seeterrasse ...
- Für jeden Urlaubstyp geeignet – auch für Gruppen!
Arrangements für jede Jahreszeit, große Zimmer, Gruppenräume ...
- Bequem und barrierefrei von Haus zu Haus!
Abholservice mit dem Rheinsberger Urlaubsbus – und der Urlaub beginnt direkt vor der Haustür ...
- Gesundheitsbewusste leichte Küche!
Regionale und saisonale Spezialitäten ...
- Einzigartige Natur zu jeder Jahreszeit!
Zimmer mit Seeblick, Schlosspark, urwüchsige Wälder, Seenlandschaft ...



*Exklusiv für alle WIR-Leserinnen und Leser:
Wir laden Sie bei Ihrem nächsten Urlaub zu
Kaffee & Kuchen ein! Sprechen Sie uns einfach
bei Ihrem Check-in an.*

FDS Hotel gGmbH | HausRheinsberg Hotel am See
Donnersmarckweg 1 | 16831 Rheinsberg

Tel. +49 (0)33931 344 0 | Fax +49 (0)33931 344 555
post@hausrheinsberg.de | www.hausrheinsberg.de



BARRIEREFREIE ERHOLUNG

E N UNTERNEHMEN DER FÜRST DONNERSMARC

FTUNG

Weihnachten, Ostern und Geburtstag an einem Tag

Ein Interview mit Michael Schacht über seinen Weg mit der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Schön, dass Sie heute Zeit für uns haben, Herr Schacht! Würden Sie sich unseren Leserinnen und Lesern kurz vorstellen?

Mein Name ist Michael Schacht. Ich bin 54 Jahre alt und wohne seit 2009 im Betreuten Einzelwohnen der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Ich fühle mich hier sehr, sehr wohl. Ich habe eine sehr schöne Wohnung im Wedding und vor allem habe ich nun die Möglichkeit, selbst zu bestimmen, wann ich was mache und wie oft ich etwas unternehmen will. Damit habe ich eine viel größere Eigenständigkeit als früher. Mit der Fürst Donnersmarck-Stiftung bin ich Anfang der 1990er Jahre in Berührung gekommen. Denn 1991 zog ich ins Fürst Donnersmarck-Haus (FDH). Das habe ich meiner ehemaligen Kirchengemeinde zu verdanken, die sich darum bemüht hatte, mich aus dem Altenheim, wo ich zuvor fast zwei Jahre gelebt hatte, herauszubekommen.

Geboren wurde ich in der ehemaligen DDR. Ich wohnte zuerst lange Zeit bei meiner Mutter. Hier hatte ich das Problem, dass ich nur selten aus dem Haus kam, da wir keine barrierefreie Wohnung hatten. Außerdem ging es mir gesundheitlich zu dieser Zeit auch nicht sehr

gut. Die Unterstützung von Menschen mit Behinderung in der DDR war schlecht. Auch technische Hilfsmittel hatte man kaum. Es war generell eine schwierige Zeit für Menschen mit Behinderung. Man war einfach irgendwie beiseite gestellt und musste sich mit dem begnügen, was da war. Das Verhältnis mit der Nachbarschaft war allerdings immer gut. Mir wurde immer so weit geholfen, wie es möglich war. Wenn ich beispielsweise das Haus verlassen wollte, hat man mich die Treppen hinunter getragen. Mit einem Rollstuhl war ich damals zwar schon versorgt, E-Rollstühle konnte man aber vergessen.

Wann bekamen Sie Ihren ersten E-Rollstuhl?

Meinen ersten E-Rollstuhl bekam ich, nachdem ich ins Fürst Donnersmarck-Haus gezogen war. Jahrelang probierten wir zunächst die Nutzung eines Handhebelwagens aus. Das hatte aber nicht funktioniert, sodass wir uns überlegen mussten, wie ich mobil werden konnte. Die damalige Leiterin der Physiotherapie machte sich schließlich dafür stark, dass ich einen E-Rollstuhl bekomme. Im Fürst Donnersmarck-Haus wurde ich richtig gefördert. Als ich dort einzog, musste ich zuerst eine vierwöchige Probezeit bestehen. Dann durfte ich



Dort kennt man ihn, dort fühlt er sich wohl: Michael Schacht in seinem Lieblingscafé gleich um die Ecke vom Nordufer

aber endgültig einziehen und es wurde sofort mit Therapien und vielem mehr begonnen.

Das heißt, vorher hatten Sie gar keine Förderung. In dem Altenheim wurden Sie auch nicht unterstützt?

Dort wurde überhaupt nichts gemacht – weder für mich noch für die alten Menschen. Mich hat das persönlich sehr belastet. Ich muss gestehen, dass ich in dieser Phase auch Probleme mit Alkohol bekam, weil ich mit dieser Situation einfach nicht zurechtkam. Wenn ich meine Kirchengemeinde damals nicht gehabt hätte, wäre ich sicherlich komplett abgestürzt. Die haben mir geholfen, aus dem Heim raus- und ins Fürst Donnersmarck-Haus reinzukommen. Ich habe die Zeit dort wirklich sehr genossen. Ich bekam intensive Therapie und es wurde sogar versucht, mir eine Tagesbeschäftigung zu organisieren. Ich kannte das bis dahin gar nicht. Im FDH bekam ich die Chance, auf – so hieß das damals – 630-Mark-Basis in der Telefonzentrale zu arbeiten. Das machte mir sehr großen Spaß.

Nach ungefähr zehn Jahren wurde mir die Möglichkeit gegeben, in eine WG zu ziehen. Ich kam dann ins Wohnheim *Am Querschlag* der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Hier wohnte ich auch etwa neun Jahre, bis ich mir irgendwann überlegte: „Das kann es eigentlich noch nicht sein.“ Ich wollte einfach noch ein bisschen eigenständig sein. Da habe ich mich dann mit meiner damaligen Betreuerin unterhalten. Besser gesagt, hat eigentlich sie das Gespräch gesucht und mich dazu ermuntert, ins Betreute Einzelwohnen zu ziehen. Und daraufhin habe ich sofort zugesagt. Denn ich lebe eigentlich gerne alleine, weil ich dann selbst über mich und meine Zeit bestimmen kann. Meine damalige Betreuerin half mir, die entsprechenden Anträge zu stellen und schließlich konnte ich mich beim Ambulant Betreuten Wohnen (ABW) bewerben.

Wie ging es weiter?

Anschließend wurde nach einer passenden Wohnung für mich gesucht. Ich wurde zu einem Gespräch mit Herrn Lünemann, dem Leiter am Standort Nordufer, eingeladen, der mich ein bisschen auf den Arm nahm. Wir standen in der damaligen Dienstwohnung des Hausmeisters und er fragte mich: „Können Sie sich vorstellen, hier einzuziehen?“ Da fragte ich: „Um welche Wohnung geht es denn?“ Er antwortete: „Na, um diese Wohnung!“ Da sind mir sämtliche Lichter ausgegangen. Das war eine tolle Wohnung, die sehr geräumig ist. Das war für mich und meinen Rollstuhl sehr wichtig. Da sagte ich nur: „Na, klar! Sofort!“ Ich musste dann natürlich noch etwas warten, bis das Amt dem Umzug zustimmte. Aber seit April 2009 wohne ich nun hier im Betreuten Einzelwohnen der Fürst Donnersmarck-Stiftung im Nordufer.



Selbstbestimmt unterwegs in seinem Kiez

Hatten Sie denn vor dem Umzug auch ein bisschen Angst, es vielleicht nicht alleine schaffen zu können?

Ich hatte Angst, ja. Ich kannte ja die Situation, plötzlich ganz alleine zu sein und vieles selbst zu machen, bis dahin nicht. Vieles wird einem ja doch abgenommen. Das war nun nicht mehr so. Trotzdem habe ich mich dazu bereit gefühlt, alleine zu wohnen. Und ich habe ja inzwischen gezeigt, dass ich alleine wohnen kann. Sollte ich mal Hilfe brauchen, sind hier ganz in der Nähe Mitarbeiter der Stiftung. Dann telefoniert man oder schreibt eine E-Mail. Ich habe hier auch einen Computer, über den ich im Zweifel Kontakt aufnehmen kann. Ich kann ja vieles alleine, aber nicht alles, und brauche aufgrund meiner Behinderung noch Unterstützung.

Sie kommen also gut zurecht?

Ich komme super klar. Ich bin eigenständig, ich kann für mich selbst bestimmen, wann ich was mache.

Wissen Sie noch, was Sie für ein Gefühl hatten, als Sie das erste Mal in Ihrer eigenen Wohnung waren?

Es war wie Weihnachten, Ostern und Geburtstag an einem Tag.

Das heißt, Sie würden im Nachhinein sagen ...

... immer wieder! Immer wieder! Ich hoffe, dass ich es in einem anderen Leben ein bisschen besser treffe als in diesem. Falls nicht, würde ich aber immer wieder zur Fürst Donnersmarck-Stiftung gehen. Sowohl in das Betreute Einzelwohnen als auch in das FDH. Ich habe dort so vieles mitgenommen: die Therapien, die Arbeitsmöglichkeiten, die Gesprächstherapien ... all das. Ich würde es immer wieder machen.

Vielen Dank für das Interview!

***Interview: Helga Hofinger
und Sebastian Weinert***



Klientin Eveline Peske (rechts) und Betreuerin Edeltraud Lehmann kennen sich schon seit 30 Jahren.

Wir kennen uns alle schon lange

Die Wohngemeinschaft in der Zeltinger Straße feiert ihr 30-jähriges Bestehen

„Das Leben in einer WG kann lustig sein, aber auch nervig.“

Die Bedeutung eines Ereignisses liegt im Erleben der Menschen, die daran teilnehmen. Es zeigt sich, dies ist eine wichtige Feier für jeden Einzelnen, der diese Wohngemeinschaft der Fürst Donnersmarck-Stiftung in den letzten 30 Jahren mitgestaltet hat. Viele Menschen sind gekommen – neben den heutigen Mitgliedern auch ehemalige Mitglieder und Mitarbeiter, Nachbarn und Freunde. Gemeinsame Erinnerungen werden wach und die Erfahrungen aus der Vergangenheit verbinden sich mit dem Heute. Die Menschen, die hier wohnen, sind hier zu Hause und es ist schön, dass sie uns an diesem Tag teilhaben lassen. In einer offenen, freundlichen Atmosphäre wird gesprochen, zugehört, gegessen. Im Jahresbericht 1987 des Verwaltungsleiters Manfred Richter heißt es: „Im August

wurde eine neue WG für vier Behinderte eröffnet. Davor geschaltet war ein langer Beratungs- und Entscheidungsprozess, bis die Bewohner feststanden und die Konzeption als Grundlage für den Antrag auf Festlegung eines Kostensatzes entwickelt war. Das Besondere an dieser WG ist, dass auch Bewohner eingezogen sind, die ständig pflegerische Hilfe benötigen.“ Man sieht, es wurden neue Wege erprobt, Neuland betreten. Dies gilt insbesondere für die Menschen mit Behinderung, die mutig diesen Schritt mitgegangen sind – auch sie wagten etwas Neues, wofür es noch kein Vorbild gab.

Eine Wohngemeinschaft der Eingliederungshilfe ist ja nicht nur ein Angebot des Ambulant Betreuten Wohnens, sondern für deren Mitglieder eine besondere Lebens-

form und gleichzeitig ihr Zuhause. Es ist ein Ort, wo Menschen zusammenleben und eine Gemeinschaft bilden, wo jeder sich einbringt mit seiner ganz individuellen Persönlichkeit, mit den individuellen Wünschen und Vorstellungen. Das Angebot einer betreuten Wohngemeinschaft wird dann als ein zuhause empfunden, wenn die Mitglieder durch alltägliches Handeln und Kommunikation diesen Ort aktiv einzeln und gemeinsam mitgestalten.

Das Zusammenleben verlangt Anpassung, Toleranz und einen respektvollen Umgang miteinander. Einfach ist das nicht, denn in einer lebendigen Gemeinschaft bringt jeder seine eigenen Vorlieben ein. So bleibt es eine immer wiederkehrende Aufgabe, ein gemeinschaftliches Vorgehen abzustimmen. Diese differenzierte und sensible Anpassung drückt sich zum Beispiel darin aus, dass die Mitglieder sich gemeinsam zum Abendbrot treffen – und es auch toleriert wird, wenn jemand abends mal keine Lust auf ein soziales Miteinander hat und lieber allein im eigenen Zimmer isst. Die Herausforderung, über das gemeinsame Gespräch und das gemeinsame Handeln Vertrautheit

und Überschaubarkeit herzustellen, ist ein aktiver Prozess, an dem alle beteiligt sind. So entsteht ein Gefühl der Akzeptanz und Gemeinsamkeit, Grundbausteine für ein Zugehörigkeitsgefühl, nach dem sich jeder Mensch sehnt, um die individuelle Einsamkeit abzuwehren. Auch die Sicherheit ist für Menschen mit Assistenzbedarf wichtig. Sie möchten Hilfe schnell und unproblematisch abrufen können.

Neben der Gestaltung dieses sozialen Umfelds führt jedes Mitglied auch entsprechend seiner einzigartigen Persönlichkeit sein eigenes Leben. Die sozialen Betreuer öffnen die Türen für neue Erfahrungen, fördern Potenziale und schöpfen die Ressourcen aus. Sie helfen, persönliche Wünsche umzusetzen, seien es Ausflüge, Kontakte knüpfen oder auch Reitstunden. Weitere Teilhabeaktivitäten werden auch zusammen mit anderen Gruppen der Fürst Donnersmarck-Stiftung durchgeführt. Jeder kann mitmachen – ob bei Ausflügen, Frühstücksgruppen, Stammtischen, Kochgruppen oder Konzertbesuchen in der Philharmonie: „So kommt Schwung in die Bude.“

Doris Brandt

„Ich fühle mich wohl und möchte nirgends anders wohnen.“

GÄSTEHAUS BAD BEVENSEN

Das barrierefreie Hotel

Barrierefreier Urlaub in der Lüneburger Heide

Unser Bonbon für die WIR-Leser: Bei Buchung eines Aufenthaltes im Gästehaus Bad Bevensen nennen Sie bitte das Stichwort „WIR-Magazin“ und wir schenken Ihnen eine Eintrittskarte für die Jod-Sole-Therme.





Foto: Roman Rösener

Auf dem Weg zu sich selbst,
auf dem Weg zu Gott?
Jan Giwer, Jakobspilger
im September 2017

WORAN WIR GLAUBEN

Spurensuche zum Reformationsjahr

Laut Statistischem Bundesamt gehören rund 50 Prozent der 82 Millionen Bundesbürger in Deutschland einer der christlichen Religionsgemeinschaften an. Wie viele Menschen mit Behinderung sich darunter befinden, haben die Statistiker nicht ermittelt. Ziehen wir eine andere amtliche Zahl hinzu: 2015 lebten knapp acht Millionen Menschen mit Behinderung in Deutschland. Zwar lassen sich die Zahlenverhältnisse nicht 1:1 übertragen, denn es ist nicht zu vermuten, dass wiederum knapp 50 Prozent, also vier Millionen Menschen mit Behinderung Mitglied einer Kirchengemeinde sind. Auch gibt es keinerlei statistische Angaben zu anderen Glaubensgemeinschaften. Dennoch – die Anzahl gläubiger Menschen mit Behinderung in Deutschland wird keine geringe sein.

Inklusion als Herausforderung für Kirche und Diakonie

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung gehört dem diakonischen Spitzenverband und dem Bundesverband evangelische Behindertenhilfe (BeB) an. 2006 wurde auf einer Tagung des BeB mit über 200 teilnehmenden Menschen mit Behinderung im stiftungseigenen Haus Rheinsberg die *Rheinsberger Erklärung* einstimmig verabschiedet. Darin heißt es auch: „Wir wollen am öffentlichen Leben teilhaben ... auch in der Gemeinde und in der Kirche.“

Menschen mit Behinderung verstehen sich in ihren Religionsgemeinschaften als Mitglieder und nicht als Klienten im diakonischen Sinne. In diesem Verständnis können sie sich durchaus auf die Bibel beziehen, denn der wichtigste theologische Bezugspunkt der Inklusionsdebatte, wie sie auch in der evangelischen Kirche geführt wird, ist nach Mose 1, 26f die *Gottebenbildlichkeit* des Menschen: Jeder Mensch ist von Gott, so wie er ist, nach seinem Bild geschaffen. Dies begründet seine

unantastbare Würde. Alfons Sperl, Katholik und ehemaliges Mitglied eines Gemeinderates, bringt in einem Interview auf Seite 26 ff. diesen Wunsch auf den Punkt: „Inklusion wäre ein angemessener Zustand, das, was auch Jesus wollte. Denn in seiner Gemeinschaft sind auch Kranke und Behinderte. Jesus hat da niemanden ausgeschlossen, er ist sogar auf sie zugegangen, wie sie auf ihn zugegangen sind.“

Soweit die Theorie. Ulf Liedke, Theologe und Professor an der Universität Leipzig, baut in seinem Interview ab Seite 31 eine Brücke von den theologischen Grundlagen hin zu den praktischen Gestaltungsmöglichkeiten für inklusive Kirchengemeinden.

Wie geht es Gläubigen mit Behinderung im Reformationsjahr?

Luther 2017 – im Super-Kirchenjahr führen viele Wege nach Wittenberg, dem Geburtsort der Reformation. Auch WIR machten uns auf den Weg nach Wittenberg und suchten im Anschluss einige der vom Bundesamt ungezählten Gläubigen mit Behinderung.

Ob in Wittenberg, in Leipzig, auf einem Pilgerweg in Spanien und natürlich in Berlin – auf unserer Spurensuche haben WIR wunderbare Menschen gefunden, die über ihren Glauben sprechen, die erzählen, wie sie sich in ihren Kirchengemeinden fühlen oder inwiefern ihre Religiosität und ihr Glaube von der eigenen Behinderung oder Erkrankung beeinflusst wird. WIR trafen katholische und evangelische Christen, schauten uns in einem buddhistischen Tempel und in einer muslimischen Moschee um. Auf den folgenden 40 Seiten finden Sie eine bunte Vielfalt von Geschichten, die einen in den Bann ziehen – ob man selber gläubig ist oder nicht.

Ursula Rebenstorf

„Heiße Sache! Ein wenig unheimlich war mir der Ausflug ja zuerst. Schließlich gehöre ich keinerlei Konfession an. Dennoch hat mich die christliche Kirche kulturell durch und durch geprägt.“



Sabine Lutz

Die WIR-Redaktion in Wittenberg

Anke Köhler freut sich auf den Ausstellungsbesuch „500 Jahre Reformation“ im Augusteum in Wittenberg.



„Geschichtlich war ich schon immer interessiert und Luther gehört zur deutschen Geschichte dazu. Das Asisi-Panorama, 15 Meter hoch, mit der Geschichte von Luther, das war monumental, das fand ich toll. Wobei Luther eigentlich nur positiv dargestellt worden ist und seine Rolle, die er während der Bauernkriege gespielt hat, nicht deutlich rauskam.“



Ronald Budach

„Als Schülerin habe ich gehört, dass Luther Thesen an eine Tür genagelt hat und konnte nicht verstehen, warum das gefeiert wird, denn das tut man nicht! Viele Jahre sind vergangen, viel habe ich dazu gelernt. Das Asisi-Bild fand ich großartig, weil es so lebendig war. Der Vortrag dazu hat sehr geholfen, diese Zeit, diesen Umbruch erfahrbar zu machen. Und ich musste lächeln, als wir zur besagten Kirchentür kamen. Neu war für mich, dass es durchaus nützlich war, Informationen an diese Tür zu nageln – 500 Jahre Geschichte, hier wird es erfahrbar.“



Doris Brandt

„Ich fand an der Führung im Asisi-Panorama die differenzierte und durchaus kritische Darstellung der Person Luther interessant. Besonders gut gefallen hat mir das WIR-Gefühl in unserer Redaktionsgruppe.“

Helga Hofinger



Die WIR-Redaktion in Wittenberg



„Ich fand es interessant, noch mehr von Luthers Leben im Asisi-Panorama zu erfahren. Ich habe mich gefreut, dass sich so viele Menschen für die Reformation interessieren. Es war für mich ein sehr schöner Tag. Leider ging die Zeit viel zu schnell vorbei.“

Thomas Boldin



„Das Gespräch mit dem ebenso eloquenten wie humorvollen Herbergsvater Markus Blank und der Besuch des 360°-Kunstwerks rund um Luther und die hilfreichen Hände meiner mitreisenden WIR-KollegInnen waren bei gut 32 °C eine rundum erwärmende Angelegenheit!“

Sabine Lutz



Eine kompetente Führung half, sich in diesem riesigen Wimmelbild zurechtzufinden.

„Die gemeinsame Besichtigung des Asisi-Panoramas rückte die Präsenz der Stadt in Verbindung mit Luther und der Reformation noch mehr in den Fokus. Wittenberg trägt den Namen ‚Luther-Stadt‘ zu Recht.“

Monika Holfeld



Der Luther-Effekt

Oder 95 Menschen – 95 Schätze

In diesem Jahr wird in Deutschland, wie auch im Europa und weltweit, an die kirchliche Reformation im Jahr 1517 erinnert. Damals formulierte der Theologe Dr. Martin Luther in Wittenberg 95 Thesen. Darin wandte er sich gegen Vorgehensweisen und Traditionen in der katholischen Kirche. Das führte zur Reformation,

der Spaltung und Neuordnung der Kirche, und stellte dem gängigen katholischen einen protestantischen Glauben an die Seite.

Mit der Reformation einherging die Verbreitung der Bibel in deutscher Sprache.

sich in ihrem Wirken auf Luther und sein Schaffen beziehen oder die Bibel im Blick haben.

Aus meiner Sicht sind das teilweise sehr interessante Menschen, bei denen mir der christliche Hintergrund nicht direkt präsent ist. Als Beispiele seien hier der Schriftsteller Karl May genannt, in dessen Winnetou-Romanen den Indianern besondere Kameradschaft und Nächstenliebe zugesprochen wird, und der Apple-Gründer Steve Jobs, dessen Vorstellungen von Arbeit und Zusammenleben sich mit denen Luthers zu decken scheinen, obwohl er offen dem Buddhismus anhing.

Die Lebensbilder der 95 Persönlichkeiten sind klug ausgewählt und teilweise mit Gegenständen aus deren Privatbesitz geschickt illustriert worden. Jedoch kann man in der Kürze der Zeit nicht alle Informationen aufnehmen und sollte sich daher ein wenig beschränken, wenn man die Ausstellung nicht mehrmals besuchen möchte.

Anke Köhler

„Das hat mich sehr gefreut: Ausflug in die historisch bedeutsame Stadt Wittenberg, das 500-jährige Jubiläum der wichtigen Reformation der christlichen Religion. Das Asisi-Panorama war äußerst imposant und real.“



Maria-Sophie Martius

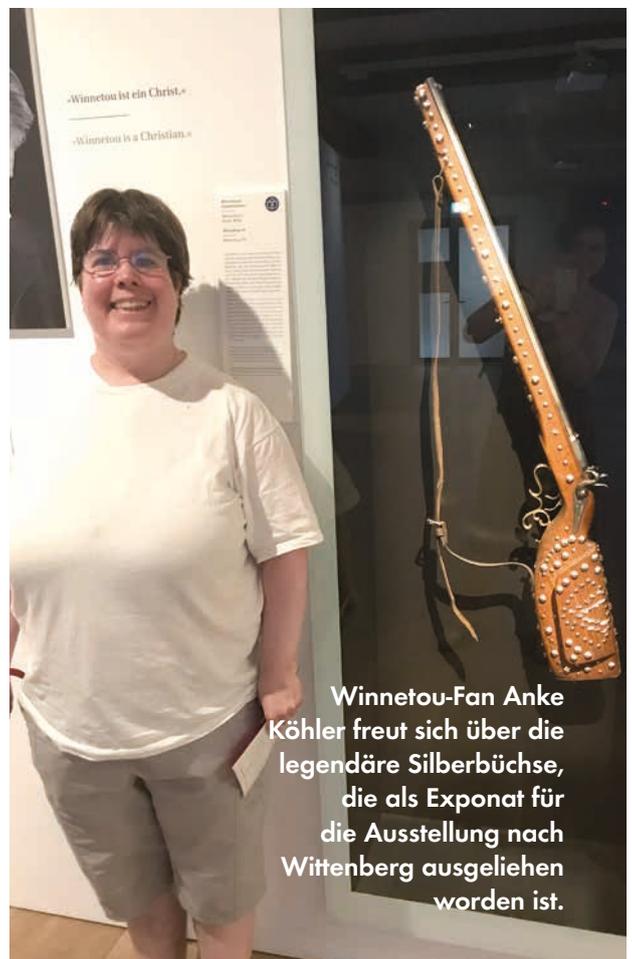
So war das Lesen der Bibel nicht mehr nur Kaufleuten oder Adelszöglingen vorbehalten, sondern auch die bäuerliche Bevölkerung und Handwerker erhielten jetzt Zugang zur Heiligen Schrift.

Von dieser Entwicklung und den folgenden Jahrhunderten bis in die heutige Zeit berichtet eine informative Ausstellung im Martin-Gropius-Bau nahe dem Potsdamer Platz. Hauptthema ist hier die Ausbreitung des evangelischen Glaubens in der Welt, zum Beispiel in Afrika, Amerika und Asien, aber auch in Großbritannien oder Schweden. Außerdem geht es um verschiedene Ausprägungen des Protestantismus wie die reformierte Kirche in den Niederlanden und die britischen Anglikaner.

Martin Luther zum Zweiten

Dank der Fürst Donnersmarck-Stiftung hatte ich dann noch die Möglichkeit, in Wittenberg, dem Zentrum der Reformation, auch den zweiten Teil der nationalen Sonderausstellung zum Thema „500 Jahre Reformation“ zu besuchen.

Hier geht es einerseits darum, uns den Menschen Martin Luther in Form von Alltagsgegenständen aus seinem Haushalt – bzw. dem seiner Eltern – nahezubringen, andererseits werden im ersten Stockwerk des Augusteums Persönlichkeiten aus Literatur, Kunst und Politik oder aus dem allgemeinen Leben vorgestellt, die



Winnetou-Fan Anke Köhler freut sich über die legendäre Silberbüchse, die als Exponat für die Ausstellung nach Wittenberg ausgeliehen worden ist.



Das Lutherhaus,
Kohlezeichnung von
Monika Holfeld 2017



Lutherstadt Wittenberg und ihre Barrierefreiheit



Marktplatz in Wittenberg
mit Kirche und sanierten Häusern

Wittenberg ist die Wiege der Reformation. Martin Luther – seit 1511 in Wittenberg ansässig – erhielt den Dokortitel für Theologie, unterrichtete an der Universität und wurde Prediger der Stadtkirche. Seit 1938 ist die Benennung in

Lutherstadt Wittenberg amtlich. Wittenberg liegt am östlichen Teil des Landes Sachsen-Anhalt an der Elbe und hat 46.000 Einwohner. Herausragende Bedeutung erlangte Wittenberg als

eines der wichtigsten deutschen Zentren im 16. Jahrhundert. Das reformationsgeschichtliche Ensemble von Stadt- und Schlosskirche und das Luther- und Melancthonhaus zählen seit 1996 zum Weltkulturerbe der UNESCO.

Der neue Stadtteil wurde im 20. Jahrhundert außerhalb der Altstadt errichtet. Die historischen Häuser Wittenbergs wurden zwar nicht abgerissen, aber wenn

überhaupt, dann nur durch die Bewohner selbst instand gehalten. Mit Hilfe von Förderprogrammen begannen in den letzten Jahren gleichzeitig die Sanierung der Altstadt und die dringend benötigte Modernisierung der Infrastruktur.

Und wie steht es mit der Barrierefreiheit?

Wenn der historische Stadtkern erreicht ist, sind überall Infotafeln und Wegweiser in deutscher und englischer Sprache, aber leider nicht in Braille-Schrift. Das Schriftbild der Schilder ist für Sehbehinderte schwer lesbar.

Die umfangreich sanierte Stadtkirche St. Marien ist über eine stufenlose Rampe im Eingangsbereich befahrbar. Differenzstufen sind kontrastreich markiert und für Sehbehinderte gut erkennbar. Im Eingangsbereich der Straße ist die Barrierefreiheit leider nicht so gut gelungen, da Kopfsteinpflaster teilweise das Befahren mit Rollstuhl oder Rollator behindert. Auf dem Marktplatz mit dem Alten Rathaus ist der Weg zum Eingang mühsam, selbst ohne Rollstuhl oder Rollator. Eine Stu-

„Der Tag in Wittenberg war für mich eine ideale Ergänzung zum Reformationsjahr, zum Deutschen Evangelischen Kirchentag und zur Berliner Ausstellung zu dem Thema im Martin-Gropius-Bau.“



Anke Köhler



Wegweiser mit Stufenmarkierung in der St. Marienkirche

Stadtmodell, Ausschnitt mit Darstellung der Braille- Schrift



fenmarkierung gibt es nicht und die Stufen sind teilweise ausgebrochen. Beim zweiten Blick erkennt man ganz dezent einen Hinweis auf den Aufzug, der auf der hinteren Gebäudeseite angebaut wurde. Leider ist die Aufzugskabine nicht für Elektrorollstühle ausgelegt. Auch die Hinweise im Aufzug sind für Sehingeschranzte schwer erkennbar.

Beim Luther- und Melanchthon-Denkmal wäre wenigstens ein Gehstreifen aus festverlegten Platten eine sinnvolle Ergänzung. Die nahegelegene Touristeninfo auf dem Marktplatz ist leider nicht stufenlos erreichbar und für einen Rollstuhlnutzer ist die Tür zu schmal. Erfreulich ist allerdings das Stadtmodell in Höhe von 85 Zentimetern, das für Rollstuhlnutzer erreichbar ist. Außerdem sind hier alle Beschriftungen in Braille-Schrift und die Gebäude lassen sich ertasten. Leider ist der Weg über das historische Pflaster sehr mühsam.



Rampe am Eingang der St. Marienkirche

Bei der neu errichteten Ausstellungshalle, wo das von Yadegar Asisi gestaltete Wandbild mit 360°-Panorama viele Touristen anzieht, ist zwar innen für Barrierefreiheit gesorgt, sinnvoll wäre es aber, einen Rollstuhl für den Notfall vorrätig zu haben, denn Sitzmöglichkeiten sind nur bedingt vorhanden. Vor dem Gebäude ist eine Bushaltestelle, die große Mängel aufweist und nicht barrierefrei ist. Zum größten Teil sind auch die Restaurants nicht barrierefrei zugänglich. Ein Besuch in den Cranach-Höfen fordert dem Besucher einiges ab, weil hier das historische Pflaster erhalten ist und es teilweise durch Baumwurzeln noch zusätzliche Stolperfallen gibt.

Fazit: Nirgendwo ist Luther so präsent wie in Wittenberg. Doch muss in Sachen Barrierefreiheit noch einiges getan werden. Der Stadtverwaltung ist das bekannt, doch fehlen derzeit finanzielle Mittel. Bleibt nur zu hoffen, dass ein Förderprogramm aufgelegt wird und somit der Inklusion nichts mehr im Wege steht.

Monika Holfeld,
freischaffende Architektin

www.architektur-und-farbgestaltung.com

„Ich fand es gut, dass wir im Asisi-Panorama einen theologisch versierten Guide hatten, der uns das Bild und auch die historischen Zusammenhänge genauestens erklärt hat. Voriges Jahr stand ich vor einem anderen Asisi-Kunstwerk, dem Mauerpanorama in Berlin, und ließ es nur auf mich wirken, ohne so recht etwas vom Künstler zu wissen. Doch der junge Mann in Wittenberg hat uns vieles erklärt und geduldig alle Fragen beantwortet. Das war super!“

Anna Koch



Bushaltestelle vor der Ausstellungshalle



Marcus Blanck (Mitte) zeigt den WIR-Redakteuren Sabine Lutz und Thomas Golka das Johanniter-Haus.

Zu Besuch im Johanniterhaus in Wittenberg

Eine Reformationsreise nach Wittenberg führte uns WIR-Redakteure in eine glanzvolle Villa, direkt am Rand der historischen Festungsanlagen gelegen. Dort beherbergen die Johanniter Reformationsbesucher, die zum Luther-Jubiläum nach Wittenberg reisen.

Hell, freundlich und frisch saniert laden die Räume in der Jugendstilvilla mit ihrem imposanten Treppenhaus ihre Gäste ein. Der Andachtsraum sieht aus wie eine Club-Lounge, nur das Kreuz und eine Bibel auf dem mächtigen Kaminsims lassen die christliche Ausrichtung des Hauses erkennen. Für Johanniter ist die Beherbergung von Gästen selbstverständlich. Bereits Ende des 11. Jahrhunderts entstand der Johanniterorden aus einem dem heiligen Johannes geweihten Hospital für Pilger im Heiligen Land. Wie lässt sich heute ein Bogen vom Jerusalemer Pilgerhospital zum Johanniterhaus in Wittenberg spannen? Und was hat der katholische Malteserorden mit dem protestantischen Johanniterorden zu tun? WIR merken schnell, dass man den Orden ohne einen kleinen Geschichtsexkurs nicht versteht und bitten Marcus Blanck, den Leiter des Johanniterhauses, uns und den WIR-Lesern die verschlungene Geschichte näher zu erläutern.

Von Jerusalem über Malta nach Wittenberg

Der Orden nahm seinen Anfang im Heiligen Land und erhielt im 12. Jahrhundert, wie es typisch für die Zeit der mittelalterlichen Kreuzzüge war, seine Ordenswürde als Ritterlicher Orden St. Johannis vom Spital zu Jerusalem. Der Orden sah seinen Auftrag darin, kranke Menschen zu pflegen und den christlichen Glauben zu bewahren, indem er die Pilgerwege nach Jerusalem mit dem Schwert schützte. Später übersiedelte der Orden vom heutigen Israel über Rhodos nach Malta und schützte das Mittelmeer vor osmanischen Eroberungsversuchen. Diese Reise lässt sich im Namen nachvollziehen, denn dem Namen des Ordens wurde ein „genannt nach Rhodos, genannt nach Malta“ angehängt, kurz: Malteserorden. Im Zuge der Reformation wurde ein Teil des Ordens evangelisch, blieb aber Teil des ursprünglich rein katholischen Ordens, in kirchengeschichtlicher Hinsicht ein einzigartiger Vorgang. Erst nach der Eroberung Maltas durch Napoleon im Jahr 1798 trennte sich der evangelische Teil und wurde schließlich zum evangelischen Johanniterorden. Das ursprüngliche Selbstverständnis blieb beiden Orden erhalten. „Der doppelte Auftrag besteht bis heute. Zwar

verteidigen wir den Glauben mit dem Bekenntnis, aber auch der Dienst an den Kranken ist heute noch Teil unseres diakonischen Auftrags“, erklärt Marcus Blanck. Deshalb gibt es heute auch die Johanniter-Unfallhilfe e.V., die diesen diakonischen Auftrag erfüllt. Ökumene wird bei beiden Ordensteilen groß geschrieben. „Es gibt enge Berührungspunkte, gemeinsame Aktivitäten und ein Bewusstsein für die gleiche Wurzel“, so der studierte Sozialpädagoge.

Zum Lutherjahr Flagge zeigen

Zurück in die Gegenwart: Anlässlich des Reformationsjahrs hat die Johanniter-Unfall-Hilfe die Villa in Wittenberg gekauft. Ganz der Tradition entsprechend war es auch hier die Idee, eine Herberge für Pilger des Lutherwegs anzubieten, der mitten durch Wittenberg führt. Bis zu 21 Besucher können hier in zehn Gästezimmern unterkommen. „Eine schöne Parallele zur Herberge im Heiligen Land von 1099“, findet Marcus Blanck. „Meine Aufgabe ist, hier den Dienst am Menschen, dem sich die Johanniter verschrieben haben, spürbar zu machen. Das führt in eine intensive Form der Gastfreundschaft, die diese Herberge einzigartig macht“, erklärt er. So essen die Gäste an einer gemeinsamen Tafel und im Andachtsraum stehen Weinflaschen – nicht nur für den abendlichen Umtrunk, sondern auch für das Abendmahl. Religiös zu sein ist aber keine Voraussetzung dafür, ein Zimmer zu mieten. „Wir haben Besucher, die sich bewusst für einen Besuch bei uns entscheiden, und

manche, die mit klösterlichen Einzelzellen ohne sanitäre Einrichtungen rechnen“, schmunzelt Blanck.

Gerade im Jubiläumjahr wird Begegnung großgeschrieben. Die Johanniter wollten sich zum Lutherjahr mit eigenen Beiträgen präsentieren, mit Veranstaltungen, Themenwochen, einem Erzählsalon und mit einer Open-Air-Ausstellung, mit der sie sich als ein öffentlicher Teil der Weltausstellung zu Luther verstehen. Die Offenheit ist hier wörtlich zu nehmen. Alle, auch Passanten, können einfach in den Garten kommen und sich die Ausstellung anschauen.

„500 Jahre Reformation ist überraschend modern. So jedenfalls in Wittenberg, das für das Reformationsjahr zahlreiche Events und Ausstellungsformate geschaffen hat, die jedem Besucher ganz unterschiedliche ‚Reformations-Perspektiven‘ eröffnen:

Die Reformation als monumentales Wimmelbild im Asisi-Panorama oder mit interessanten Parallelen zwischen Edward Snowden und Martin Luther wie in der Nationalen Sonderausstellung ‚Luther! 95 Schätze – 95 Menschen.‘“

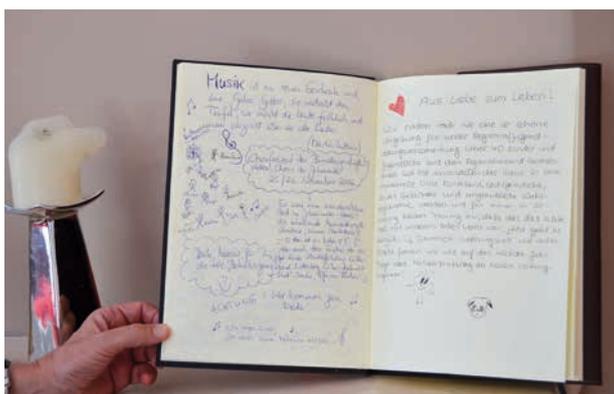


Ursula Rebenstorf

Gleichzeitig ist das Johanniterhaus Botschaft, Treffpunkt und Herberge für die Johanniter in Wittenberg. Auch der Ritterschlag, bei dem neue Ordensbrüder in den Johanniterorden aufgenommen werden, ist in der Tradition bis heute verankert. 2017 feierte der Orden den Ritterschlag des Johanniterordens mit einem großen Gottesdienst in Wittenberg. Gemeinschaft wird bei den Johannitern groß geschrieben. „Wir haben eine besondere Form der Gemeinschaft, überall auf der Welt kann jeder Johanniter, wirklich jeder, auf die Hilfe anderer Johanniter zurückgreifen“, erzählt Marcus Blanck.

Nicht alle Johanniter sind auch Ritter des Johanniterordens, doch verbindet alle Johanniter eine besondere Form der Gemeinschaft. „Diese Gemeinschaft trägt, auch wenn man sich noch nie zuvor persönlich begegnet ist“, erzählt Marcus Blanck und führt aus: „Wenn wir Johanniter uns begegnen, ist immer eine Verbindung spürbar, die Berührungängste überwindet und Vertrauen möglich macht.“ Auch deshalb engagieren sich mehr als 33 000 Menschen ehrenamtlich in der Johanniter-Unfall-Hilfe.

Ursula Rebenstorf



Das Johanniterhaus – Herberge und Tagungshaus
<http://bit.ly/2wduEKV>

Hier sitze ich, ich kann nicht anders

Was bedeuten Glaube und das Reformationsjubiläum einem evangelischen Christen mit Behinderung?

Zum Reformationsjubiläum 2017 veranstaltete die evangelische Jesuskirche in Berlin-Kaulsdorf eine Andacht zum Thema *Hier stehe ich, ich kann nicht anders*. Gemeindepfarrerin Steffi Jawer bat einige Gemeindeglieder, zu dem berühmten Satz von Martin Luther ein persönliches Glaubensbekenntnis in der Kirche vorzutragen. Auch Tobias Beyer und seine Frau Ute machten sich Gedanken. Das Besondere: Tobias Beyer ist seit 2010 an Amyotrophe Lateralsklerose (ALS)

erkrankt und kann nur mit Hilfe eines Sprachcomputers kommunizieren. Ute Beyer ist es als Mitglied im Gemeindegliederkreis zwar gewohnt, öffentlich vom Altar aus zu sprechen, doch gemeinsam ein persönliches Glaubensbekenntnis abzugeben, war für das Paar eine Premiere. WIR besuchten den Gottesdienst und lernten Familie Beyer anschließend zu Hause näher kennen.

„Meinen Frieden fand ich irgendwann im Jesaja-Wort: ‚Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr.‘ Vieles wird mir unverständlich bleiben, wird mir auch an Gott fremd bleiben: Geheimnis des Glaubens.“

Ute Beyer

Tobias Beyer fühlt sich gut integriert in die Kirchengemeinde. Eine Rampe vor der kleinen Dorfkirche ermöglicht es ihm, am Sonntagsgottesdienst teilzunehmen. Lediglich die Stufen vor dem Altarraum sind nicht zu überwinden. Tobias Beyer bleibt lieber hinten. Von dort kann er dem Gottesdienst gut folgen. Beim Abendmahl kommt Pfarrerin Steffi Jawer zu ihm nach hinten und segnet ihn. Erst zur Reformationsandacht testen er und seine Betreuerin, wie weit er mit seinem E-Rolli durch die Kirchenbänke bis nach vorne kommt. Seinen am Rollstuhl installierten Sprachcomputer steuert er mit seinen Augen. Vor den Altarstufen angekommen, müssen seine Augen den Computer neu ausrichten, damit er den vorbereiteten Text auch laut lesen kann: *„Hier stehe ich, ich kann nicht anders – von diesem Satz trifft auf mich nur der zweite Halbsatz zu. Ich kann nicht mehr stehen, ich kann eigentlich so gut wie gar nichts mehr alleine. Ich kann*

nicht einmal laut schreien: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Schneller, höher, weiter gilt für mich nicht mehr, da kann ich nicht mithalten. Und neulich beim Fußballspiel im Olympiastadion musste ich hören: Was, lebt der noch? Doch ja, ich lebe noch! Warum? Darauf weiß ich keine Antwort. Ich weiß nicht, warum mir Gott diesen Weg zumutet. Ich weiß auch nicht, warum ich Gott nicht nur anklage. Ich bin schwach und fühle doch noch eine Stärke zum Leben in mir, habe noch Spaß, kann Freude noch genießen. Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig, sagt Gott im zweiten Korintherbrief. An diese Worte glaube ich. Die Kraft zum Leben mit meiner Krankheit kann ich nicht alleine aufbringen, die wird mir wohl geschenkt. Bei Jesaja steht: Er gibt den Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden. Dietrich Bonhoeffer formulierte es in seinem Glaubensbekenntnis so: Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage so viel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie uns nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. Das kann ich nicht besser ausdrücken. Diese Kraft verleiht



Tobias Beyer mit seiner Familie vor der Kaulsdorfer Jesuskirche

mir auch eine gewisse Gelassenheit: Ich muss dem Leistungsdruck nicht mehr standhalten, ich muss mich nicht mit anderen vergleichen, wobei ich sowieso unterliegen würde. Ich brauche eigentlich keine Angst mehr zu haben, denn Schreckliches ist mir bereits geschehen. So kann ich diese geschenkte Kraft dafür nutzen, mit etwas Humor festzustellen: Hier sitze ich, ich kann nicht anders.“

Die Erkrankung führte zu einer Glaubenskrise

„Herzlich willkommen im Haus meiner Urgroßeltern“, empfängt mich die Stimme eines Sprachcomputers bei Tobias Beyer zu Hause, wo er sich mit Hilfe seines Computers auf die Fragen der WIR-Redaktion vorbereitet hat. Auch wenn seine Familie seit Generationen in der dörflichen Gemeinde am östlichen Stadtrand Berlins lebt, in der Kirchengemeinde sind er, seine Frau und seine zwei Töchter erst seit ein paar Jahren aktiv. „In der Kaulsdorfer Gemeinde sind wir mit den Kindern angekommen“, erklärt Tobias Beyer. „Mit dem Konfirmandenunterricht unserer Töchter haben wir begonnen, uns aktiv am Gemeindeleben zu beteiligen“, ergänzt Ute Beyer.

Der christliche Glaube ist in der Familie seit Jahren selbstverständlich, doch die Erkrankung von Tobias Beyer führte auch zu einer Glaubenskrise: „Mein nie hinterfragter Glaube an den ‚lieben Gott‘, der alles richten wird, mit dem ich so selbstverständlich aufgewachsen war, trug nicht“, erzählt Ute Beyer. „Doch irgendwann mussten wir uns als Familie entscheiden, ob wir wieder Lebensfreude zulassen oder in einem tiefen Loch verschwinden wollen.“ Für Tobias Beyer hat sich der Glaube seit seiner Krankheit nicht geändert: „Mein Glaube begleitet mich schon mein ganzes Leben, gibt mir Hoffnung und Zuversicht, dass ich das Richtige mit meinem Leben anfangen.“

Dazu zählt für ihn, über seine Krankheit aufzuklären. „Ich nehme jede Möglichkeit wahr, mich und meinen Sprachcomputer vorzustellen, sei es bei einem Ärztekongress, in Pflegeschulen oder im Zwiesgespräch“, erklärt er. Den Sprachcomputer hat die Gemeinde mitfinanziert. An einem Gemeindeabend stellte er sein Tor zur Welt



Tobias Beyer (vorne links im Rollstuhl) wartet, bis er mit seinem Glaubensbekenntnis dran ist.

vor und referierte auch dort über seine Krankheit. „Mir bedeutet die Vielfalt in der Gemeinde eine vielfältige Art und Weise, wie jeder auf mich zugeht oder auch nicht“, erklärt er. „Ich werde von den Gemeindemitgliedern ganz unterschiedlich wahrgenommen, mancher mag mich für verrückt halten und nicht verstehen, warum ich noch am Leben hänge. Trotzdem bringen mir viele Respekt und Zuneigung entgegen. Wenn ich über meine Erkrankung und deren Fortschreiten berichte, ist es mir wichtig, dass ich Verständnis für meine Lebensentscheidung wecke und über meine Erkrankung zum Nachdenken anrege.“

Auch wenn sich Tobias Beyer in seiner Gemeinde angenommen fühlt und sich aktiv beteiligen kann, wünscht er sich eine größere Selbstverständlichkeit im Miteinander mit Menschen mit oder ohne Behinderung: „Ich wünsche mir auch hier in dieser Gemeinde, als normaler Mensch mit meinen Einschränkungen wahrgenommen zu werden und suche nach Aufgaben. Meine Möglichkeiten sind leider begrenzt, aber ich kann gut zuhören und viel beobachten. Und vielleicht kann ich dem einen oder anderen noch mit Rat zur Seite stehen, sei es bei handwerklichen Problemen oder auch bei ganz anderen Dingen.“

Sein Glaube ist ihm wichtig, doch seinen Lebenshalt findet der einstige Binnenschifffahrtsmatrose und Installateur vor allem im Wunsch seiner jüngeren Tochter: „Papa, du darfst noch nicht sterben!“

Ursula Rebenstorf

Ich kann nicht tiefer fallen als in Gottes Hände

Meine Erfahrungen in einem katholischen Gremium

In einen Pfarrgemeinderat (PGR) können sich katholische Laien von ihrer Gemeinde hineinwählen lassen und die Pfarrgemeinde mitgestalten. Eine Amtsperiode lang arbeitete Alfons Sperl im PGR der katholischen Kirchengemeinde St. Alfons in Berlin-Marienfelde mit und berichtet dem WIR-Magazin über die Erfahrungen, die er dort als gläubiger Mensch mit Behinderung gemacht hat.

Wie kam es zu Ihrem Engagement in einem Pfarrgemeinderat?

Ich wollte in der Gemeinde mitarbeiten. Damals war ich auch in einem Gebetskreis. Eine Teilnehmerin war ebenfalls im Gemeinderat und empfahl mir, mich bei den kommenden Gemeinderatswahlen aufstellen zu lassen. Das tat ich auch. Bei der Stimmenausschüttung habe ich eine Stimme zu wenig gehabt, sodass ich erster Nachrücker geworden bin. Aus irgendeinem Grund verließ eine Person den Gemeinderat nach einem Jahr und so rückte ich nach.



Alfons Sperl reist viel, besonders gerne nach Südosteuropa, wo er gerne die imposanten Kirchen vor Ort besichtigt.

Wie haben Sie das Miteinander im Gemeinderat erlebt?

Damals bestand eine schwierige Situation mit dem neuen Pfarrer. Er war sehr konservativ eingestellt und die Gemeindemitglieder hatten ihre Probleme mit ihm. Ich auch. Aber als Pfarrgemeindemitglied muss man diplomatisch vorgehen. Ich bewundere die Gemeinderatsvorsitzende heute noch, wie sie das gemeistert hat. Das Miteinander im Gemeinderat war sehr gut. Meine Anliegen wurden angenommen und besprochen.

Was sind die Gründe, warum Sie dieses Ehrenamt aufgeben haben?

Ich bin bis zum Ende der Amtsperiode dabei geblieben. Aber zur kommenden Wahl habe ich mich nicht wieder aufstellen lassen. Der Grund dafür war der Pfarrer. Ich fühlte mich dadurch einfach nicht mehr wohl. Es war zu belastend für mich. Außerdem hatte ich in dieser Zeit leider auch mit immer wieder auftretenden starken Depressionen zu kämpfen.

Sind Sie anderweitig aktiv in Ihrer Gemeinde und gibt es auch andere Gemeindemitglieder mit Behinderung?

Einige Jahre war ich im Club 60. Das ist der Seniorenkreis. Aber dann kam mir die Krankengymnastik dazwischen, die sehr wichtig für mich ist. Deswegen hörte ich auf. Außer mir haben noch zwei Rollstuhlfahrer und mehrere Rollatornutzer, vor allem ältere Personen, am Gottesdienst teilgenommen.

Wie ändert sich Kirche, wenn Menschen mit Behinderung sie nicht nur als Gottesdienstteilnehmer, sondern zum Beispiel auch als aktive Kirchenratsmitglieder mitgestalten?

Da muss ich leider anmerken, dass sich nichts geändert hat. Inklusion wäre ein angemessener Zustand, das, was auch Jesus wollte. Denn in seiner Gemeinschaft sind auch Kranke und Behinderte. Jesus hat da niemanden ausgeschlossen, er ist sogar auf sie zugegangen, so wie sie auf ihn zugegangen sind. Sogar die Sünder, die sich zu Gott bekannt haben, haben zu Jesus gefunden.

Was können Kirchengemeinden tun, damit sich Menschen mit Behinderung angenommen fühlen?

Das Beste ist, wenn Behinderte mit Gemeindemitgliedern befreundet sind. Natürlich muss auch die Bereitschaft der Person gegeben sein, sich aktiv einzubringen. Eine gute Erfahrung habe ich gemacht, wenn ich beim

Gemeindeausflug und bei Gemeindefesten nicht nur floskelhaft die Frage *Wie geht's?* gestellt bekommen habe, sondern einbezogen wurde.

Auch wenn jeder Mensch die Glaubensfragen für sich persönlich beantworten muss – wie kann aus Ihrer Sicht Glauben helfen, mit der eigenen Behinderung oder Krankheit besser zurechtzukommen?

Leid, Behinderung, Katastrophen, Unfälle und dergleichen beschäftigen die Menschheit schon immer. Die einen trennt es von Gott, die anderen führt es zu ihm hin. Da fällt mir ein Satz von Pater Anselm Grün ein, einem Benediktinerpater aus Münsterschwarzach: Auf die Frage, warum es das Leid auf dieser Welt gibt, hat er keine direkte Antwort, denn Gott lässt sich nicht in seine Karten schauen. Pater Anselm meint: Nicht nach dem Warum fragen, sondern nach dem Wozu. Denn auf das Warum hat er keine Antwort. Aber wenn man Wozu fragt, dann kann der Mensch nachspüren, im Rückblick, wozu eventuell die Behinderung doch gut ist.

Wenn ich zurückblicke in meinem Leben, habe ich immer versucht, dem Leben etwas abzutrotzen. Erst, als ich von dieser Haltung zu mir selbst und zur Welt ablassen konnte, mich so sein lassen konnte, wie ich eben bin, und doch einfach weiter gegangen bin, habe ich erlebt, wie es gut war. Über ein Jahrzehnt war ich depressiv, mit mehr oder weniger großen Pausen dazwischen. Ich habe viele Gesprächstherapien gemacht. Die brachten nur kurze Zeit Erfolg. Und in mir bohrte es wieder: Warum? Wozu? Womit habe ich das verdient? Mir wurde immer wieder geraten, mich an einen Psychiater zu wenden,

aber ich wollte nicht. Ich hatte furchtbare Angst, dass ich durch die Medikamente in meinem Wesen manipuliert werden würde. Bis mir ein guter Freund einen befreundeten Psychiater empfahl. Ich hatte die Nase voll, ging zu ihm und nach drei Wochen waren die Depressionen weg. Ich danke unserem Gott jeden Tag, dass ich ohne Depressionen aufwache.

Jesus sagt nichts über das Warum des Leidens. Aber im Lukas-Evangelium anlässlich der Begegnung mit seinen Jüngern in Emmaus sagt er, als er ihre traurigen Gesichter sieht: Wisst ihr nicht, dass das alles geschehen musste – gemeint ist sein Leiden und sein Tod am Kreuz –, damit ich in meines Vaters Heiligkeit eingehe?

Ich bin froh, dass ich ein Du habe, mit dem ich schimpfen, dem ich meine Traurigkeit, Deprimiertheit, Sinnlosigkeit mitteilen, aber auch loben, preisen und danken kann. Wenn ich gefragt werde, sag Alfons, hast du denn keine Angst? Dann sage ich immer: Ich kann nicht tiefer fallen als in Gottes Hände. Das meine ich wirklich so.

Lieber Herr Sperl, herzlichen Dank für das Gespräch.

Interview: Ursula Rebenstorf

„Der WIR-Ausflug nach Wittenberg hat mir in mehrfacher Hinsicht gezeigt, dass ich an diesem Ort mit meinen religionsübergreifenden Gedanken voll zu Hause bin. Ökumene ist mehr oder weniger voll mein Ding!“

Sabine Lutz



 **SELBSTBESTIMMT LEBEN.**
WIR UNTERSTÜTZEN SIE – ZUVERLÄSSIG.
Ambulanter Dienst der Fürst Donnersmarck-Stiftung

**Assistenz | Beratung
Pflege | Behandlungspflege
Hilfe im Haushalt**

Wir informieren Sie gern:
Oraniendamm 10-6 Aufgang A
13469 Berlin
Tel. (030) 40 60 58 0
amb.dienst@fdst.de
www.fdst.de/ambulanter-dienst



Evangelischer Kirchentag 2017 in Berlin

Mehr als singen, tanzen und beten

Auf dem Kirchentag wird nicht nur gebetet und gefeiert, sondern auch gearbeitet. So finden Gespräche und Diskussionen zu vielfältigen Themen statt, neue Gottesdienst-Formen werden gemeinsam erarbeitet oder speziell für das Ereignis komponierte Lieder eingeübt.

Ich habe mich dazu entschlossen, im „Forum Diakonie“ auf dem Berliner Messegelände eine Gesprächsrunde zum Thema „Bundesteilhabegesetz“ zu besuchen. Geleitet wurde die Talkrunde von der RBB-Journalistin Anna Cordes. Teilnehmer waren unter anderen Herr Vogel vom Bundesverband der Gehörlosen, Frau Smalino vom Sozialamt Neukölln, der schwerbehinderte Rechtsanwalt Dr. Martin Theben und die blinde Pfarrerin Frau Rämer.

Herr Theben gab fachkundig und leicht verständlich eine Einführung in das Gesetz und einen kurzen Überblick zu diversen Änderungen, die bereits eingetreten sind oder bis zum Jahr 2020 erfolgen. Es folgte eine teilweise recht strittig geführte Debatte über die gegenwärtige Ausführung des Gesetzes. Zum Abschluss konnte sich das Publikum äußern oder Fragen stellen. Dabei wurde dem Wunsch geäußert, Teilhabe überall und für alle zu schaffen. Hier geriet beispielsweise die Vertreterin des Bundestages oft in Erklärungsnot, weil sie sich auf die Kernaussage versteifte, „dass in den fünf ausstehenden Jahren und diversen Etappen, ehe das Gesetz vollkommen in Kraft tritt, noch vieles gemeinsam erarbeitet werden soll und man sich erst am Beginn eines tiefgreifenden Prozesses befindet“.



Auch der inklusive Chor der Villa Donnersmarck trat im Forum Diakonie auf.



Thesen zur Vielfalt an dem Reformationsportal der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Die Vertreterin des Sozialamtes bemerkte wiederholt, dass nicht nur in ganz Deutschland, sondern sogar in den Berliner Bezirken völlig unterschiedlich mit dem Gesetz umgegangen werde. Es gebe keine einheitlichen Ausführungsvorschriften. Deshalb sei es an der Zeit, solche zu schaffen. Weiterhin kristallisierte sich die Meinung heraus, dass man doch eigentlich gar kein Gesetz zur Teilhabe benötige, weil doch in der UN-Konvention die meisten Punkte klar definiert worden sind und eigentlich nur einer strikten Einhaltung bedürfen. Wenn denn alles bereits geregelt sei, müsse nicht jedes Land eigene Gesetze schaffen, sondern nur die bestehenden beachten.

Zu meiner besonderen Befriedigung wurde beispielsweise der Punkt „Werkstattlohn“ gesondert angesprochen. Die Teilnehmer sind sich rasch darüber einig geworden, dass man den Mitarbeitern von Werkstätten statt der Grundsicherung eine höhere Summe zusätzlich zum Werkstattlohn auszahlen sollte. Dies wäre wünschenswert, weil es dem Gesetzgeber nicht gelungen ist,

Werkstattmitarbeiter aus der Grundsicherung/Sozialhilfe herauszulösen.

Hier erhofft man sich bei den Sozialpolitikern eine grundlegende Bewusstseinsänderung, die jedoch scheinbar selbst in einer so kleinen Runde kaum möglich scheint.

Anke Köhler



Anke Köhler besucht zusammen mit ihrer Mutter den Stand der Fürst Donnersmarck-Stiftung.



Thomas Golka (links) moderiert die Podiumsdiskussion *Stimmenhören – zwischen Krankheit und Behinderung auf dem Kirchentag.*



Vielfalt aus dem Glauben

Barrierefreiheit beim Kirchentag

2017 kam der „Wanderzirkus“ Kirchentag nach Berlin und Wittenberg. Wieder – wie alle zwei Jahre – ein neuer Ort, an dem rund 500 ehrenamtlich Mitwirkende und einige Hauptamtliche Barrierefreiheit, selbstbestimmte Teilhabe und Inklusion für alle organisieren. Und dieses Mal fand der Kirchentag zudem noch an zwei Orten statt: in der eventreichen Großstadt Berlin und in der doch recht kleinen Lutherstadt Wittenberg. Nach den fünf ereignisreichen Tagen kann man feststellen: Das ist im großen Maße auch gelungen.

Rund 2200 Teilnehmer gaben sich dem Kirchentag gegenüber als Menschen zu erkennen, die in der einen oder anderen Form auf Assistenz angewiesen waren. Für sie lagen Programme in Leichter Sprache bereit, es fuhren über 50 behindertengerechte Busse, Gebärdensprachdolmetscher waren gebucht und hunderte Meter Hörschleifenkabel verlegt. Das war das Ergebnis einer monatelangen Planung von Menschen aus der Kirchentagsregion und von Kirchentagserfahrenen aus ganz Deutschland.

Der *Kirchentag Barrierefrei* bietet ein eigenes, ganz besonderes Programm an: Bibelarbeiten in Gebärdensprache mit Übersetzung für Hörende, einen Blind-Da-te-Café-Treff – nicht nur für blinde und sehbehinderte

Menschen, außerdem die Veranstaltungen *Mutter. Glück!?* – *Leben mit einem Kind mit Behinderung* und *Stimmenhören – zwischen Krankheit und Begabung*. Dieser Teil ermöglichte ein ganz besonderes Kennenlernen, eine in unserer Gesellschaft nicht häufig stattfindende Begegnung. Vielfalt ist beim Kirchentag gewünscht, bewusst geplant und dann im Endeffekt auch erlebbar.

Warum ist Vielfalt dem Kirchentag so wichtig?

Zum Kirchentag ist Jede und Jeder eingeladen. Deswegen achten die Macher auch auf gute Gastgeberchaft und bemühen sich darum, dass sich alle Eingeladenen wohlfühlen. „Wo Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit mit Selbstverständlichkeit – und in Würde – sichtbar sind, bereichern sie einander. Nach biblischer Vorstellung schuf Gott den Menschen nach seinem Bild“, so formulierte Michael Hofmann, der Projektleiter von *Kirchentag Barrierefrei* und in seinem „richtigen“ Leben Qualitätsmanager bei einer großen Ersatzkasse, seine Sicht. Der Dortmunder weiter: „Wo Menschen mit Behinderung sichtbar sind und durch geschwisterliches Handeln möglichst gute Teilhabe- und Teilhabemöglichkeiten geschaffen sind, zeigt sich eine glaubhafte christliche Bejahung eines Jeden in Gottes guter Schöpfung.“

Thomas Golka

Kirche ist für alle da

Theologe Prof. Ulf Liedke über Inklusionschancen in der evangelischen Kirche

500 Jahre nach der Reformation steht die evangelische Kirche vor einem weiteren Umbruch. Doch Inklusion ist bisher höchstens ein konzeptionelles Thema. Wie das in der Gemeindegearbeit aussehen kann, zeigen Ulf Liedke und Ralph Kunz in ihrem Handbuch: *Inklusion in der Kirchengemeinde*. Ulf Liedke lehrt Theologische Ethik und Diakoniewissenschaft an der Evangelischen Hochschule Dresden und ist Honorarprofessor an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig. Für die WIR erklärt er seine Studien zur inklusiven theologischen Anthropologie für Menschen mit und ohne Behinderung und was ein Runder Tisch für Inklusion bewirken kann.

König Saul sagt man Depressionen nach und bei der Heilung des Gelähmten nach Markus 2,1-12 wird wegen fehlender „Barrierefreiheit“ einfach das Dach abgedeckt. Welche Rolle spielen Menschen mit Behinderung in der Bibel und wie wird ihnen dort begegnet?

Das biblische Bild von Behinderung ist sehr unterschiedlich und auch ambivalent. Es gibt eine Reihe von Textpassagen, in denen wird Behinderung als etwas ganz Selbstverständliches beschrieben. Im 2. Buch Mose beispielsweise wird Gott als derjenige beschrieben, der gleichermaßen die Sehenden und die Blinden macht, die Hörenden und die Gehörlosen. Es ist keine Bewertung dabei, sondern nur eine Feststellung. Dann gibt es in der Bibel aber auch eine Deutung, bei der Behinderung in einen engen Zusammenhang mit Sünde und Strafe gebracht wird. Das ist ein Zusammenhang, der heute noch viele Fragen aufwirft und Menschen mit und ohne Behinderung belastet. Das schwere Erbe dieser Deutung besteht darin, dass hier ein Assoziationsraum geöffnet wird, der sagt: Behinderungen haben etwas mit menschlichem Tun und Verschulden zu tun und können deshalb nicht als ein selbstverständlicher Teil des Lebens akzeptiert werden. Das ist ein schweres und problematisches Erbe.

Andererseits gibt es Paulus. Er war jemand, der offenbar von einer chronischen Krankheit oder Behinderung betroffen gewesen ist. Welche, wissen wir nicht genau. Über seine Auseinandersetzung mit seiner Behinderung schreibt Paulus: „Ich habe vielfach um Heilung gebetet, aber diese Heilung ist mir nicht zuteil geworden. Ich habe daran etwas anderes und wichtiges gelernt. Ich habe gelernt, dass die Kraft Gottes in meiner Schwäche lebendig ist und mich stark macht.“ Nun arbeitet Paulus an dieser Stelle mit den Begriffen Schwäche und Stärke. Das ist wiederum kritisch zu reflektieren. Aber er hat hier von einer Stärke gesprochen, die für ihn aus der Auseinandersetzung mit dieser belastenden Lebenssituation entstanden ist. Meine Behinderung hat nichts mit Sünde zu tun, nichts mit Strafe, sondern: Ich habe gelernt, dass die Kraft Gottes in den Schwachen mächtig ist – also bin ich dadurch stark geworden.

Nächstenliebe und Fürsorglichkeit gegenüber den Schwachen sind Leitfäden in der Bibel und im christlichen Glauben. Diese sehr positiven Werte sind auch in Gläubigen ohne Behinderung tief verankert und prägen die Haltung gegenüber Menschen mit Behinderung bis heute. Inwiefern stehen diese Werte Inklusionsarbeit in der christlichen Kirche im Weg?

Bevor ich meine Kritik formuliere, würde ich gerne zum Ausdruck bringen, dass dieses Fürsorglichkeitsethos, dieses Nächstenliebe-Ethos, das sich in der Geschichte der christlichen Kirche herausgebildet hat, an vielen Stellen etwas außerordentlich Wichtiges gewesen ist. Im 19. Jahrhundert, als Familienstrukturen teilweise in Frage gestellt worden sind, als es zu Urbanisierung und zu riesigen Verwerfungen in den sozialen Strukturen und Beziehungen kam, sind die diakonischen Einrichtungen für Menschen mit Behinderung etwas Überlebenswichtiges gewesen und das Fürsorge-Ethos hat an dieser Stelle Schutzräume geschaffen. Aber was Sie in Ihrer Frage zum Ausdruck

„Ich habe gelernt, dass die Kraft Gottes in den Schwachen mächtig ist – also bin ich dadurch stark geworden.“

gebracht haben, deckt sich mit meiner Beobachtung. Wenn in der Kirche über Inklusion und über Menschen mit Behinderung gesprochen wird, entsteht sofort der Link zur Diakonie. Ich halte es für notwendig, dass wir zu einer Ent-Diakonisierung der Wahrnehmung von Menschen mit Behinderung kommen müssen. Menschen mit Behinderung sind nicht Klienten, sondern Glieder einer Gemeinde. Genau dieses Fürsorglichkeits-Ethos hat dazu beigetragen und tut es noch heute, Menschen mit Behinderung in einer Defizitperspektive wahrzunehmen und besonders über Mängel und Schwächen zu definieren.

Verstehen manche Landeskirchen Inklusion eher als eine diakonische Aufgabe, die mit ihnen selber nicht allzu viel zu tun hat?

Behinderung und Inklusion werden tatsächlich schnell, viel zu schnell in einen Zusammenhang mit der Diakonie gebracht. Zugespißt formuliert: Alles, was das diakonische Engagement von Kirchengemeinden ausmachen könnte, wird an die professionelle, unternehmerische Diakonie delegiert. Damit geht für die Gemeinden tendenziell das Bewusstsein verloren, dass sie Orte sind, an denen Menschen das Leben in all seinen unterschiedlichen Facetten miteinander teilen – in ihren Fähigkeiten und ihrer Bedürftigkeit. Diakonische Formen des Zusammenlebens gehören unverzichtbar zu den Lebensvollzügen der Gemeinde. Dieses Bewusstsein ist aber oft unterentwickelt. Es muss vielerorts erst entwickelt und gestärkt werden. Eine Konsequenz, die wir hier in Sachsen am Runden Tisch Inklusion gezogen haben, besteht darin, dass dieser Runde Tisch gleichermaßen bei der Landeskirche und der Diakonie angesiedelt ist.

„Gott ist die bunte Vielfalt für mich.“



Prof. Ulf Liedke

Sie sind Mitglied am Runden Tisch Inklusion der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens. Was passiert in so einem Gremium und was kann es bewirken?

Der Runde Tisch Inklusion ist von der Diakonie und der Landeskirche ins Leben gerufen worden, um das Inklusionsanliegen in Kirche und Diakonie zu unterstützen, Gemeinden Empfehlungen zu geben, aber auch, um ihnen Werkzeuge, Arbeitsmaterialien, Methoden und Praxiswissen zur Verfügung zu stellen. Gemeinden sollen unterstützt werden, damit sie sich selbst auf den Weg machen und inklusiv verändern können. Der Runde Tisch versteht sich nicht als Macher, sondern als Impulsgeber, als einen Ort, an dem Vernetzungen stattfinden, an dem Kommunikation passiert und an dem sich Menschen, die Inklusionsarbeit in Kirchen und Gemeinden leisten wollen,

Know-how, Informationen und Material holen können. Im Runden Tisch sehe ich eine Chance, Praktikerinnen und Praktikern, die tatsächlich aus ganz unterschiedlichen gemeindlichen und auch diakonischen Feldern kommen, zu vereinen.

Was erfahren Sie aus anderen Landeskirchen über deren Inklusionsarbeit und inwiefern findet Austausch darüber statt?

Ich bin – egal in welcher Landeskirche – mit Pfarrerinnen und Pfarrern im Gespräch und als erstes erlebe ich eine Art vornehme Zurückhaltung dem Inklusionsthema gegenüber, nach dem Motto „Also wir sind so stark mit Transformationsprozessen beschäftigt; wir sind mit so vielen Themen auf dem Weg. Für dieses neue Thema haben wir im Grunde genommen nicht viel Zeit und Kräfteressourcen.“ Aber wenn ich mich dann längere Zeit mit Pfarrerinnen und Pfarrern austausche, entdecken beinahe alle, dass sie Erfahrungen mit Inklusion als Herausforderung und Aufgabe haben. Da gibt es Jugendliche mit geistiger Behinderung, die zum Konfirmandenunterricht kommen wollen, und der Pfarrer fühlt sich komplett überfordert, auch diesen jungen Mann oder diese junge Frau in den Unterricht mit einzubeziehen. Oder es gibt Barrieren in der Kirche oder im Gottesdienst. Es gibt an so vielen Stellen Erfahrungen mit Ausgeschlossen-Sein und Vorurteilen – ganz viele Punkte, die etwas mit dem Inklusionsthema zu tun haben. Dann überlege ich, wie es eigentlich gelingen kann, Menschen in Kirchengemeinden Inklusion als eine Chance zu erschließen, immer in Bezug auf Erfahrungen, die sie schon oft gemacht haben. Nicht als etwas Zusätzliches, das als neue Aufgabe zu den vielen anderen jetzt auch noch dazukommt. Sondern als eine Perspektive, die es den Gemeinden auch erlaubt, mit Herausforderungen umzugehen, denen sie sich ohnehin stellen müssen, weil sie im alltäglichen Gemeindeleben auch vorkommen.

Was können Kirchengemeinden tun, damit sich Menschen mit Behinderung mehr angenommen fühlen?

Menschen mit Behinderung gehören schlicht und ergreifend zum Gemeindeleben dazu. Wenn diese Selbstverständlichkeit gegeben ist, dann existiert auch die

Möglichkeit, dass sie über ihre Erfahrungen mit anderen Gemeindemitgliedern ins Gespräch kommen können. Ich glaube, dass diese Gespräche bereichernd sind. Ich habe über die Herausforderungen gesprochen, die mit manchen biblischen Texten verbunden sind. Wenn Menschen mit Behinderung selbst ihre Erfahrungen einbringen, wenn sie auch solche Texte im Gottesdienst lesen, entstehen sofort neue Perspektiven und ein veränderter Blick, auch auf die biblischen Texte und auf die Lebenswirklichkeit. Ich kann das eigentlich nur als eine Bereicherung von Lebenserfahrungen begreifen, die an dieser Stelle passieren.

Der allererste Aspekt für eine inklusive Gemeindeentwicklung betrifft liegt für mich in der Wahrnehmung: Wer lebt denn eigentlich in unserer Gemeinde, welche Lebenswirklichkeiten sind unter uns präsent und wie nehmen sich diese Personen wahr? Finden sie überhaupt Zugang oder fühlen sie sich ausgeschlossen? Die Wahrnehmung von Menschen einerseits und auf der anderen Seite die Wahrnehmung von Ressourcen, von Potenzialen, die es in den Kirchengemeinden auch schon gibt – das halte ich für ganz zentral. Ganz viele Ressourcen liegen gerade im Sozialraum, in den Nachbarschaften. Deswegen liegt es mir sehr am Herzen, nicht mit Materialien zu beginnen und zu sagen das und das muss getan werden, um eine inklusive Gemeindeentwicklung zu Stande zu bekommen, sondern zunächst mal mit den Menschen, die vor Ort sind, eine Analyse zu machen: Wer lebt hier? Was möchten die Menschen? Was können wir gemeinsam tun? Welche Potentiale haben wir? Welche sind noch ungenutzt? Und erst wenn diese Fragen besprochen sind, kann man sich dann gemeinsam auf den Weg machen, um etwas zu bewegen. Nie ein Programm von oben, sondern mit Betroffenen gemeinsam sehen, was brauchen wir, was haben wir und was können wir gemeinsam tun, um Inklusion zu verwirklichen.

Herr Liedke, ganz herzlichen Dank für das Gespräch.

Interview: Ursula Rebenstorf

Die Langfassung des Interviews finden Sie unter: fdst.de/wirmagazin
kirche-inklusiv.de

„Menschen mit Behinderung gehören schlicht und ergreifend zum Gemeindeleben dazu.“

Weil wir uns ganz normal begegnen!

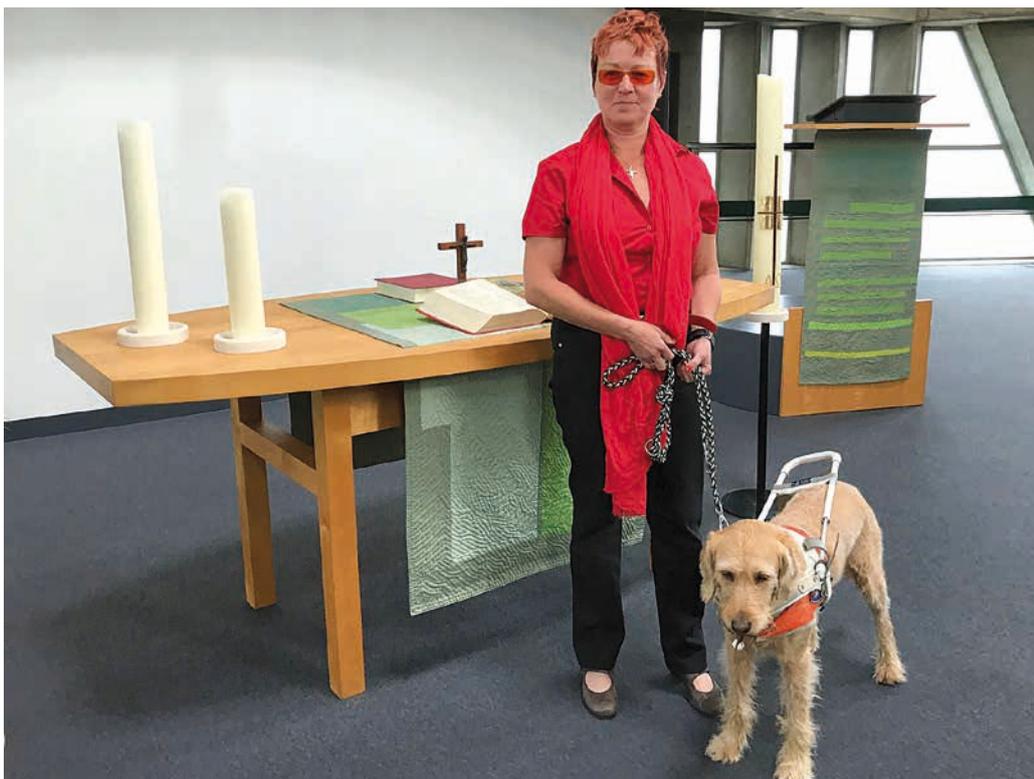
Zu Besuch beim Zentrum Dreieinigkei

Nora Rämer ist blind und arbeitet als Pfarrerin unter anderem im Zentrum Dreieinigkei, ein Zusammenschluss von evangelischer Kirchengemeinde, evangelischer Kindertagesstätte und diakonischen Einrichtungen. „Ein Ort des Experimentierens, ein Ort, an dem Perspektiven eines gerechten Miteinanders mit inklusiven Ansätzen entwickelt wird“, so die Selbstdarstellung des Zentrums. Welche Chancen, aber auch welche Hürden bringt eine inklusive Gemeindearbeit mit sich, was ist ein Dunkelgottesdienst und wie führt eine sehbehinderte Pfarrerin ihre Amtshandlungen aus? Diese und weitere Fragen beantworteten Nora Rämer und die Vorsitzende des Gemeindegemeinderats (GKR) der Dreieinigkeikirche Petra Haschke-Dreßke.

Heute hat Blindenführhündin Vroni ihren gemütlichen Tag. Es ist eher ihre Chefin Nora Rämer, die ihre Hündin durch die Flure des Zentrums Dreieinigkei in der Berliner Lipschitzallee hinter sich herzieht. Aber das ist für die energische Pfarrerin kein Problem, denn trotz ihrer Sehbehinderung kennt sie sich hier gut aus. Die Räumlichkeiten im Zentrum sind weitestgehend barrierefrei und ein beliebter Treffpunkt in der Gemeinde.

Im Café gibt es den Mittagstisch, den Mitarbeiter wie Bewohner der benachbarten diakonischen Einrichtung und Gemeindeglieder sehr schätzen. Auf dieses Miteinander ist das Zentrum besonders stolz. „Die Bewohner des Wohnstättenwerks sind Teil unserer Gemeinde und es ist eine tolle Fügung, dass wir mit Nora Rämer nun auch eine Pfarrerin mit Behinderung haben“, erklärt Petra Haschke-Dreßke.

Seit 2015 ist Nora Rämer Pfarrerin im Kirchenkreis Neukölln und unter anderem in der Dreieinigkeikirche in einem Team von drei Gemeindepfarrern tätig. Die markante denkmalgeschützte Kirche aus den 1960er Jahren ist Mittelpunkt des Zentrums, das neben der evangelischen Kirchengemeinde und der Kindertagesstätte auch diakonische Einrichtungen umfasst – ein berlinweit einzigartiges inklusives Gemeindekonzept. Inklusion ist den Pfarrern hier eine Herzensangelegenheit. Einmal im Monat gibt es einen inklusiven Gottesdienst, den Nora Rämer regelmäßig gestaltet. Wer beim Gottesdienst ein Gesangbuch in Brailleschrift benötigt, kann das auch bekommen. „Natürlich hatten wir rege Diskussionen in unserer Gemeinde über so ein Gesangbuch, denn es



Hündin Vroni kennt den Weg und kann Nora Rämer sicher zum Altar geleiten.

kostet ein Vielfaches eines normalen und ist mit seinen fünf Bänden auch um einiges größer“, berichtet sie. „Aber als inklusive Gemeinde brauchen wir die Normalität, dass so ein Buch einfach da ist und zeigt, dass Gottesdienstbesucher mit Sehbehinderungen willkommen sind.“

Ich möchte eine ganz normale Pfarrerin sein

Manche Hemmschwelle musste Nora Rämer zu Beginn ihrer Amtszeit abbauen. Es fehlte den Gemeindemitgliedern und auch dem GKR die Erfahrung, mit einer blinden Pfarrerin umzugehen. „Die eine oder andere Befindlichkeit wurde eher meinen Kollegen zugezogen als mir“, sagt sie. „Oft sagten die Menschen in der Gemeinde, ‚das kann man ihr nicht sagen, sie ist doch behindert‘. Das ist natürlich Quatsch, es geht vielleicht nur um eine andere Erwartungshaltung oder auch um andere Interessen, die überhaupt nichts mit Behinderung zu tun haben“, erzählt sie weiter. Zusammen mit ihren Kollegen und engagierten Gemeindemitgliedern wie Petra Haschke-Dreßke baute sie die Barrieren ab – mit viel Kommunikationsarbeit. „Im GKR sind es oft jüngere, frisch gewählte Mitglieder, die keine Ahnung von Inklusion haben und das erst lernen müssen“, nennt Petra Haschke-Dreßke ein Beispiel.

Hündin Vroni darf zwar mit in die Kirche, aber während der Gottesdienste und gerade bei kirchlichen Amtshandlungen wie Taufe, Hochzeit oder Beerdigung hat Nora Rämer Mitglieder aus dem GKR oder eine Arbeitsassistentin dabei. Brot und Kelch beim Abendmahl werden ihr gehalten, das Taufwasser wird eingefüllt und der Platz bei der Grabstelle, wo sie stehen wird, vorher genau ausgesucht. „Ich brauche zum Beispiel bei der Aussegnung ein wenig länger, aber das



Nora Rämer beim Abschlussgottesdienst ihres inklusiven Kirchentagsprojekts 2017



Links: Kirchentagsbesucher mit Schlafmasken beim Dunkelgottesdienst. Rechts: So wird ein Gottesdienst auch für Kinder lebendig: Ein kleiner Junge hilft Nora Rämer bei den Vorbereitungen für die Taufe.

macht das Ritual ‚Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub‘ um einiges intensiver“, erklärt sie. Die Menschen schätzen das. Auch in Hamburg hat sie schon eine Beerdigung durchgeführt. Die Friedhofsangestellten waren sehr aufgeregt, denn sie hatten noch nie mit einer blinden Pfarrerin zu tun. „Nach der Beerdigung kamen sie auf mich zu und staunten, dass sie keinen Unterschied feststellen konnten“, lacht sie.

Du siehst mich – das inklusive Kirchentagsprojekt

Auch wenn das Dreieinigkeitszentrum außerhalb des Berliner S-Bahnringes liegt und somit als Veranstaltungszentrum für den Kirchentag eigentlich nicht in Frage kam, initiierte Nora Rämer hier in der Gropiusstadt ein inklusives Projekt zum Evangelischen Kirchentag 2017. Sie holte sich wichtige Mitstreiter an den Tisch, denn schnell war klar, dass das Zentrum so ein großes Projekt nicht alleine stemmen konnte. „Wir haben mit der evangelischen Kirchengemeinde in der Gropiusstadt, dem Diakoniewerk Simeon, der benachbarten katholischen Gemeinde, den Gropiuspassagen, dem Bezirk und Seniorenstätten über die Idee gesprochen“, erzählt sie, „gemeinsam haben wir uns als ökumenisches Kiezprojekt für die Dauer des Kirchentags beworben.“ Herausgekommen ist ein buntes Veranstaltungsprogramm für alle Sinne: Ein Gebärden- und ein Dunkelgottesdienst mit Schlafmasken, Mobilitäts- und Orientierungsangebote in den Gropiuspassagen und ein großer inklusiver Abschlussgottesdienst lockten nicht nur Kirchentagsbesucher in die Gropiusstadt. Auch wenn diese Tage einmalig waren, die vielen Erfahrungen möchte die Pfarrerin verschriftlichen – als ein inklusives Gemeindeprojekt, zum Beispiel für den Konfirmandenunterricht.

„Immer wieder fühle ich, dass mich irgendetwas trägt, mich und meine Seele.“

Die Kraft, die Nora Rämer aus ihrem Glauben schöpft, ist mit ihren Lebenserfahrungen gewachsen. „Ich fühle mich in meinem Glauben getragen, das war nicht immer leicht, zum Beispiel als ich Anfang 30 akzeptieren musste, dass ich blind werde“, erzählt sie. Auch als sie und ihr Mann einen tragischen Verlust in ihrer Familie durchstehen mussten, stellte sie sich die großen Sinnfragen: „Ich fragte Gott, kann ich mich Dir anvertrauen, was mutest Du mir zu?“ Für sich fand sie als Antwort: „Immer wieder fühle ich, dass mich irgendetwas trägt, mich und meine Seele.“

Das Betreten der geistigen Welt mit der Lektorinnen-ausbildung und dem anschließenden Theologiestudium wäre anders verlaufen, wenn sie sich nicht von der visuellen hätte verabschieden müssen, da ist sich die einstige Krankenschwester und heutige Gemeindepfarrerin sicher. Sie ist gerne in ihrem Beruf und schätzt den Austausch mit ihrer Gemeinde. Davon konnte sich die WIR-Redaktion bei ihrem Besuch ein Bild machen: Überall, wo Nora Rämer in dem inklusiven Gemeindezentrum mit Vroni auftauchte, schüttelte sie Hände. Viele Gäste erkennt Nora Rämer allein an der Stimme, da sie eine aufmerksame ZuhörerIn ist und so ein normales und offenes Miteinander schafft – was Schöneres kann man sich von seiner Pfarrerin nicht wünschen!

Ursula Rebenstorf

Die Andachtsgruppe im Fürst Donnersmarck-Haus

Vierzehntägig treffen wir uns montags von 17 bis 18 Uhr im Fürst Donnersmarck-Haus in Frohnau. Zehn bis 16 Personen kommen dort unter der Leitung von Pastor Donat Luttenberger zusammen. Es ist eine bunt zusammengesetzte Gruppe von Bewohnern unseres P.A.N. Zentrums, Nachbarn, Mitarbeitern und Bewohnern der Einrichtungen *Am Querschlag* und der Wohnanlage *Zeltinger Straße*. Jeder ist herzlich eingeladen, egal welchen Glaubens.

Es ist eine schöne Angewohnheit, dass wir erst einmal damit beginnen, uns die schlechten und schönen Erlebnisse der vergangenen Zeit zu erzählen. Dies nimmt oft die Hälfte der Zeit ein, aber es ist für uns alle sehr wichtig. Malte Bockhorst sagt dazu: „Besonders gut gefallen mir die Gespräche untereinander. Es wird nicht frontal eine Predigt vom Pfarrer gehalten, sondern wir diskutieren.“

Einmal im Monat wird ein Abendmahl abgehalten. Die Geburtstage der Teilnehmer werden in den Andachten auch gefeiert. „Ich fahre sehr gern zur Andacht“, sagt Barbara Rechenberger, „weil es ein kleiner fami-

liärer Kreis ist. Dort kann ich über meine Alltagsorgen sprechen und darf auch meine Assistenzhunde mitbringen.“ Aus der Gruppe heraus entstand der Wunsch einer Bewohnerin, sich taufen zu lassen. Es war eine schöne Feier mit Verwandten und der Gruppe in der Frohnauer Johanneskirche.

Seit der Übernahme des Kinderheims durch die Fürst Donnersmarck-Stiftung vor über 50 Jahren gibt es eine Andacht für unsere Klienten, gehalten von der damals neuen Leitung der Einrichtung, die in den Händen der Diakonieschwester Käthe Schmidt lag. Mit ihrem Ausscheiden hielten Mitarbeiter des Kinderheims die Tradition mit Unterstützung der Frohnauer Kirchengemeinde durch einen Pastor weiter aufrecht. Weil die Durchführung durch Mitarbeiter des Hauses schwierig wurde, unterstützt die Stiftung seit mehreren Jahren, dass Pastor Donat Luttenberger die Andacht abhält.

Wer durch den Artikel Lust bekommen hat mitzumachen, ist herzlich eingeladen. Den Jahrestermin-Andachtsplan bekommen Sie über boldin.fdh@fdst.de.

Thomas Boldin



Der Traum vom Jakobsweg

Viele Menschen kennen das Buch oder den Film *Ich bin dann mal weg* von Hape Kerkeling und träumen ihr Leben lang davon, sich auch einmal auf ihren (Jakobs-)Weg, ihren ganz persönlichen Camino, zu begeben. Doch nur wenige schaffen es, die Sachen zu packen und loszuziehen. Jan Giwer, Klient im Ambulant Betreuten Wohnen, hat es geschafft. Im September 2017 fuhr er mit der *Lebenshilfe* nach Spanien und lief den Jakobsweg – auch für einen guten Freund.

1



Ich glaube, dass der Mensch nicht alles weiß und kann. Es gibt eine Macht, die stärker ist als der Mensch selber. Die Macht ist für mich Gott.

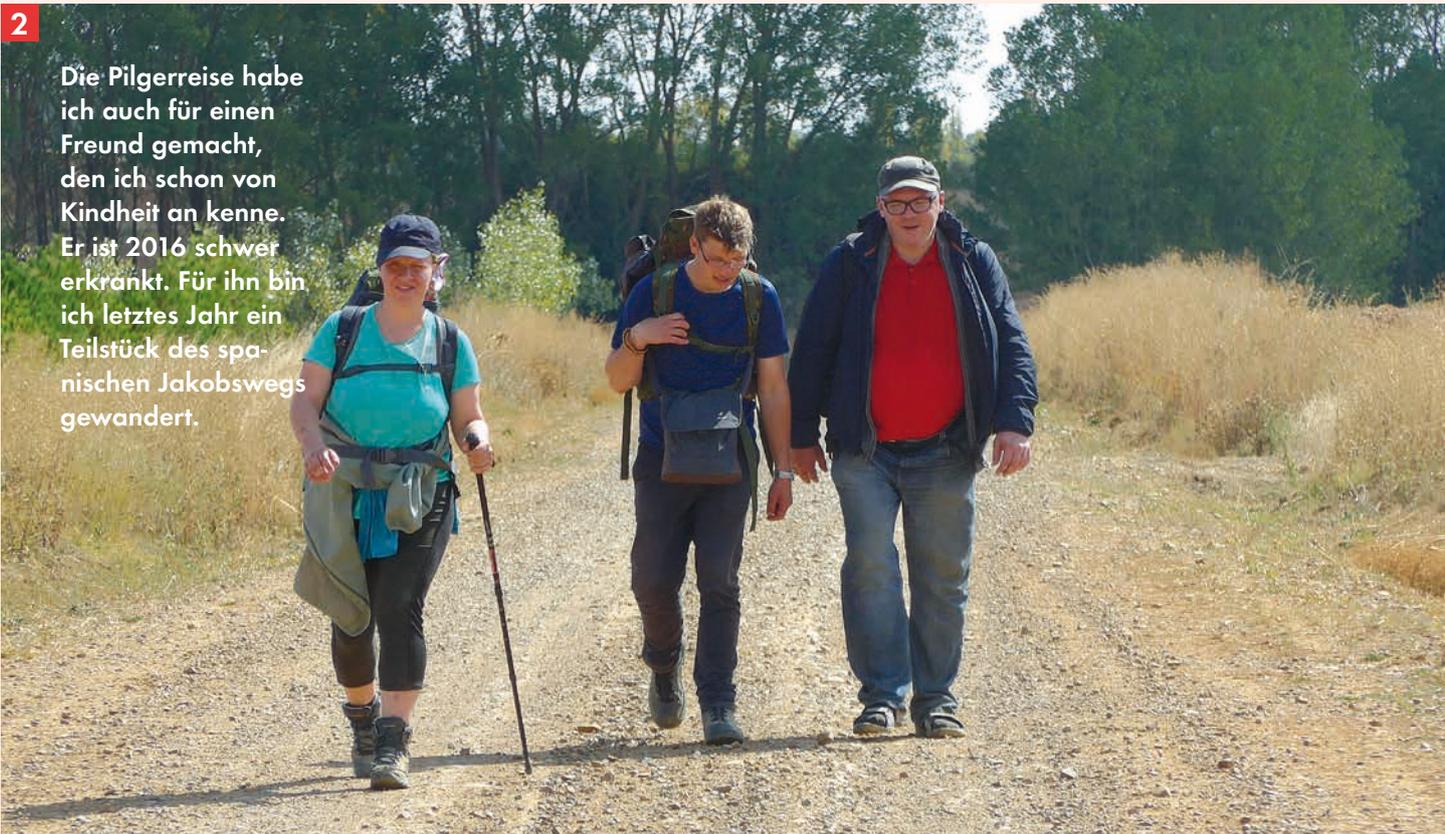
3



Leider ist mein Freund inzwischen gestorben. Ich wollte den Weg aber dieses Jahr trotzdem weitergehen. Von Burgos nach Hospital de Orbigo, 220 Kilometer. Im nächsten Jahr möchte ich die restlichen ca. 300 Kilometer bis Santiago de Compostella pilgern.

2

Die Pilgerreise habe ich auch für einen Freund gemacht, den ich schon von Kindheit an kenne. Er ist 2016 schwer erkrankt. Für ihn bin ich letztes Jahr ein Teilstück des spanischen Jakobswegs gewandert.



4

Man kann große Ziele haben, und wenn man am Ball bleibt, schafft man das Ziel auch irgendwann. Ich hätte mir gar nicht träumen lassen, dass ich irgendwann hunderte Kilometer laufe.



DIE JAKOBSMUSCHEL

Die atlantische Jakobsmuschel, die Große Pilgermuschel (*Pecten maximus*), wurde in Form der rechten Schalenhälfte des Tieres das Erkennungszeichen der Jakobspilger nach Santiago de Compostela, seit dem späten 9. Jahrhundert Grabstätte des Heiligen Jacobus und bedeutendster Wallfahrtsort des Mittelalters. (Wikipedia)

5

Und ich bin fitter geworden, bin nicht mehr so schnell außer Atem. Ich sage mir, du musst doch noch was machen aus deinem Leben. Ich bin ja erst in der Hälfte meiner Blüte.

*Jan Giwer
mit Unterstützung von Helga Hofinger
und Roman Rösener (Fotos)*

REISEN DER LEBENSHILFE

Die Lebenshilfe Berlin organisiert Reisen für Menschen mit Behinderung zu Zielen in Deutschland, aber auch europaweit und sogar nach Asien und in die USA.

Infos zu Zielen, Konditionen und Finanzierungsmöglichkeiten finden Sie hier:

<http://bit.ly/2yHeyvB>



Gute Nachbarschaft – Bessere Gesellschaft

Eine Kolumne über den Tag der Offenen Moschee

Immer wieder einmal träume ich von einer besseren Welt. Alle Menschen, alle Religionen, alle Politiker haben nur eines im Sinn: die Verbesserung der Welt! In meinem Kopf, in meinem Herzen flackert der Traum manchmal auf, manchmal ist er ganz real. So auch am Tag der deutschen Einheit. Denn an diesem historischen Datum findet nun schon seit 1997 eine weitere lebendige Geschichte bei uns statt: Bundesweit wird am 3. Oktober auch der Tag der Offenen Moschee (TOM) gefeiert. Die meisten Moscheen bieten an diesem Tag Führungen an. Dabei bekommen die Besucher einen Eindruck von Architektur, Geschichte und Alltag der Gebetsstätten und damit vom wichtigsten Versammlungsort der islamischen Gemeinden in Deutschland – ein gutes Zeichen der Begegnung in schwerer, belasteter Zeit.

WIR-Redakteure trafen sich am Haupteingang der Sehlik-Moschee in Neukölln. In diesem Jahr stand die Veranstaltung unter dem Motto: *Gute Nachbarschaft – Bessere Gesellschaft* – ein Gedanke, der uns schon am Eingangportal mit bunt verpackten Bonbons versüßt wurde. Trotz langjährigem Neben- und Miteinander mit unseren muslimischen Mitbürgern betrat zumindest ich unbekanntes Gelände. Auf viele Fragen zum Islam suche ich Antworten, denn Nichtwissen macht mir Angst. Und Angst ist bekanntlich ein schlechter Berater. Der Dialog der Religionen ist in unserer von Terror und Blutvergießen geprägten Zeit nötiger denn je, und gerade Religionen sollten sich klar und deutlich gegen Gewalt stellen und den Frieden suchen. Da ist die „Moschee für alle“ ein gutes Zeichen. Die muslimischen Gemeinden wollten den Besuchern an diesem Tag den

Islam näher bringen – welcher Ort würde sich dazu besser eignen als eine Moschee? Sie ist nicht nur Gebetsstätte, sondern auch sozialer Treffpunkt und Veranstaltungsort. „Moschee“ kommt übrigens von dem arabischen Wort „Masdschid“ und bedeutet „Ort der Niederwerfung im Gebet“. Jetzt verstehe ich endlich, warum im Innenraum kein Gestühl ist und nur Teppichboden auf uns wartete und warum man die Schuhe ausziehen muss.

Rollifahrer beten im Frauenbereich

Den Islam kennenzulernen: Dazu gehört auch, die geltenden Regeln zu befolgen – also die Schuhe ausziehen, bevor man den Gebetsraum betritt.

Muslime nehmen vor jedem Gebet eine rituelle Waschung vor, um in Reinheit zu beten. Da sie dabei den Teppichboden mit der Stirn berühren, muss auch dieser sauber sein. Und hier in der Sehlik-Moschee war der Teppich blitzblank! Kein Staub, kein Fleck. Wie beten Muslime, die körperlich nicht in der Lage sind, diese rituellen Verbeugungen durchzuführen? Wir fragen dazu Süleyman S. Küçük,

den Vorsitzenden der Gemeinde. Er erzählte uns, dass für diese Männer Stühle bereit stehen, sie müssen nicht in den Reihen mit den anderen Gläubigen ihre Gebete verrichten. Doch wie kommen diese Männer die steilen Treppen hoch? In der Sehlik-Moschee beten Männer und Frauen räumlich strikt getrennt. Im ebenerdigen Untergeschoss des Kuppelbaus befindet sich der Frauenbereich. Dort können auch Rollstuhlfahrer die Moschee bequem erreichen. Eine Ironie, dass durch fehlende Barrierefreiheit die Trennung zwischen Männern und Frauen aufgehoben ist.

Mit Tee und türkischen Spezialitäten rundeten wir den geistigen und geistlichen Genuss kulinarisch ab. Nach dem Ausspruch des Propheten Mohammed: „Wer satt zu Bett geht, während sein Nachbar hungert, ist nicht von uns“, versorgte die Sehlik-Moschee in Berlin-Neukölln ihre Gäste mit einem reichhaltigen Büffet. Gestärkt gehen wir aus dem Erlebten hervor. Einige Fragen blieben offen, aber Vorurteile konnten ausgeräumt werden.

Sabine Lutz





Gemeindevorsitzender
Süleyman S. Küçük
erklärt Besuchern die
Sehlik-Moschee.

Ist Glauben heilsam?



Palliativmediziner
Prof. Winfried
Hardinghaus

Glauben kann Berge versetzen, sagt der Volksmund. Doch – kann er auch heilen? Der Palliativmediziner Prof. Winfried Hardinghaus, Vorsitzender des Deutschen Hospiz- und Palliativverbands e.V., gibt darauf eine Antwort aus medizinisch-wissenschaftlicher Sicht.

Gibt es einen Zusammenhang zwischen Heilung und daran glauben?

Ja, sicher. Ein einfaches Beispiel für die Kraft des Glaubens ist die so genannte Placebo-Wirkung. Der menschliche Glaube an die Wirksamkeit des Medikaments kann zu einer Kräftemobilisation und schließlich zu einem besseren Befinden führen.

Wie erklärt man sich das?

Unser Gehirn reagiert in hohem Maße und schneller auf Bilder und Symbole als auf Worte, besonders bei einer entsprechenden Erwartungshaltung. Somit lassen sich Bewusstseins- oder Gesundheitszustände durch seelische Einflüsse induzieren. Das zeigt sich auch bei Meditation, Yoga und anderen Entspannungsübungen. Auch das religiöse Ritual ist zu nennen, etwa das Gebet oder auch das Tanzen bei den Naturvölkern.

Man kann sich also „gesund“ denken?

Teilweise ja, aber immerhin! Ein modernes Motto

heißt „Positives Denken“. Gerade die hohe Zahl der seelisch Leidenden auf der Suche nach Hilfe zeigt sich an dem gestiegenen Interesse an Lebenshilfebüchern und Kursen bis hin zu esoterischen Inhalten. Die enorme Bedeutung des Prinzips Hoffnung kannte man schon in der Antike. So beschrieb der römische Dichter und Philosoph Seneca: „Sich Heilung zu wünschen, ist Bestandteil der Heilung.“

Wie ist es mit dem Glauben im religiösen Sinn?

Der Glaube ganz allgemein ist eine Kraftzentrale des Menschen. Und warum sollte dieser Glaube nun nicht aus seiner Religiosität entspringen? In einschlägigen Untersuchungen (Levien und Cheaters) berichteten 67 Prozent der geheilten Krebspatienten, dass das Gebet, und 61 Prozent, dass der Glaube für eine Genesung von großer Bedeutung gewesen sei. Des Weiteren hatten Menschen, die sich kirchlich und auch religiös orientierten, eine bessere Prognose als andere. Andere Studien (Hirshberg) zeigen, dass Vertrauen durch Verbundenheit entsteht – nebenbei waren 70 Prozent von überlebenden Krebspatienten seit mehr als 30 Jahren verheiratet – und dass die Teilnahme an regelmäßigen religiösen Zusammenkünften einen positiven Einfluss auf die Gesundheit hat. Gottesdienste haben also auch entspannende Momente, wie wunderschöne Musik, stressfreie Atmosphäre. Und sie vermitteln eben auch

die Geborgenheit in sozialer Nähe durch zwischenmenschliche Begegnungen und gemeinschaftlicher Aktivität. Soziale Stärkung also.

Erklären sich so Wallfahrten und so genannte Wunderheilungen?

Bei der Heilung von Krankheiten gelten als Wunderheilungen, die wir medizinisch nicht erklären können und die außerhalb des menschlichen Einflussvermögens und auch des Vorstellungsvermögens liegen. Ich hatte in Lourdes Zugang zum berühmten medizinischen Archiv, zu Betroffenen, geheilten Kranken usw. Ich hielt Befunde in den Händen, die – sofern sie keine Fälschungen waren und dafür gab es keine Indizien – unglaublich schienen. Gerechnet auf die Hunderttausende, die heute noch nach Lourdes kommen, sind 1300 wissenschaftlich akzeptierte Fälle zwar wenig. Wichtiger für die meisten Menschen ist, dass sie mit einer geänderten Einstellung zu ihrer Krankheit zurückkehren. Beim Archivstudium bin ich auf solche Geschichten gestoßen. Jean Perrin beispielsweise, der zunächst gar nicht an seine Heilung glaubte und überzeugt war, bald zu sterben, meinte: „Es war auch gut, um zu lernen, gut zu sterben.“

Wissenschaft und Glaubens sind also keine unvereinbaren Gegensätze?

Nein, zumindest sollten sie das nicht sein. Bei allen medizinischen und wissenschaftlichen Erkenntnissen muss noch Raum bleiben für Hoffnung, Glauben, positives Denken und Religion, wie man es auch nennen will. Spiritualität und Medizin sind keine Gegensätze. Zweifelsohne hat der Glaube eine positive Wirkung auf Leib und Seele, und das nicht nur als Placebo. Aus medizinisch-naturwissenschaftlicher Sicht ist es zunächst egal, ob man christlich oder buddhistisch glaubt oder einfach nur meditiert ohne religiösen Hintergrund, solange man sich nur entspannt oder sozial gestärkt wird. Für unseren Kulturkreis muss man aber fragen: Warum sollten wir etwa auf den Beitrag der Religiosität zur Heilung verzichten, wo sie doch immer noch für Millionen von Menschen von Bedeutung ist und einen wichtigen Teil des Lebens und der Lebenspraxis darstellt?

Auch wenn der Glaube – in welcher Form auch immer – eine Kraftzentrale des Menschen ist, überholt am Ende die Biologie unser irdisches Heilungsbegehren nicht trotzdem? Irgendwann ist Heilung ausgeschlossen, das Leben geht zu Ende.

Das stimmt zweifelsohne. Aber was bedeutet eigentlich Heilung oder Heil? Aus medizinischer Betrachtungsweise ist „Heil“ mit Gesundheit gleichzusetzen. Laut WHO ist Gesundheit ein Zustand vollkommenen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht allein das Fehlen von Krankheit und Gebrechen. Dieser totale

HERR MEYER, GLAUBEN SIE AN ETWAS?

Jein. Früher habe ich an Gott geglaubt, wurde auch eingesegnet. Mit der Zeit habe ich langsam, aber sicher den Glauben verloren. Ich frage mich oft: Warum hat der liebe Gott mich in so eine Situation gebracht? Ich habe nie etwas Unständiges getan. Ich war nicht einmal 21 Jahre alt, als mein Kumpel am Steuer eingeschlafen ist und wir dadurch diesen schweren Unfall hatten. Er ist gestorben, vielleicht wollte Gott auch nur ihn bestrafen. An ein Leben nach dem Tod glaube ich auch nicht. Wenn ich weg bin, bin ich weg.



Andreas Meyer, Klient im Ambulant Betreuten Wohnen der Fürst Donnersmarck-Stiftung

medizinische „Heils“-Anspruch ist jedoch utopisch. Das Heil wird so dem Menschen als Leistung aufgebürdet. Die heillose „New-Aging“-Bewegung, also die Anti-Alternungs-Bewegung, entspringt einer Größenphantasie der Unsterblichkeit, der Leugnung des Todes. Sie macht aus der Sehnsucht nach dem Glück eine unterdrückende Forderung nach dem Glück. (Eckhard Frick)

*Das Interview führte
Angela Hörschelmann*

Abdruck mit freundlicher Genehmigung
des Deutschen Hospiz- und PalliativVerbands e. V.

Der Internist und Palliativmediziner Prof. Dr. Winfried Hardinghaus ist Vorsitzender des Deutschen Hospiz- und PalliativVerbands e. V., ärztlicher Leiter der Palliativstation Marienhospital Osnabrück und Chefarzt der Klinik für Palliativmedizin am Franziskus-Krankenhaus Berlin.

Der Deutsche Hospiz- und PalliativVerband e. V. (DHPV) ist die bundesweite Interessenvertretung der Hospizbewegung und zahlreicher Hospiz- und Palliativeinrichtungen in Deutschland. <http://www.dhpv.de>

Reise zu uns selbst

Ein Besuch im Buddhistischen Zentrum Lotos Vihara

Im Lutherjahr 2017 ist das Thema unserer neuen WIR-Ausgabe der Glaube. Deshalb sehen WIR uns um, was es in unserer Welt hinsichtlich des weiten Feldes der Religionen so zu entdecken gibt.

Religiosität erzeugt in modernen Gesellschaften oft ein Unbehagen. Liegt das vielleicht an den bereits stark säkularisierten europäischen Gesellschaften? Ist das bei deutschen Buddhisten ebenso? Wir gehen unseren Fragen nach.

Ganz nah, nahezu hautnah, weit entfernt vom Nischendasein, lebt der Buddhismus in Berlin mitten unter uns und durch Menschen wie uns. WIR sollten uns heute mal umschauen: Es lohnt sich. Und so landen WIR an einem schönen Sommertag, Ende August, im verwunschenen Park des Buddhistischen Zentrum Lotos Vihara in Berlin Mitte. Die Einladung lässt unsere Seele wachsen und gedeihen wie einen üppigen Garten, denn wir lassen uns ein auf das, was kommt. Hier kann jeder einfache Meditationen aus der buddhistischen Tradition üben. Sie haben die Kraft, unser Leben zum Positiven hin zu verwandeln. In der Meditation für Anfänger kommen wir zur Ruhe, erleben inneren Frieden und so entsteht Raum für eine neue Richtung. Dies ist eine Reise zu uns selbst!

Wir hören einen spirituellen Vortrag von Dr. Reuter, der viele Ratschläge Buddhas für ein besseres und zufriedeneres Leben gibt. Am heutigen Sonntag stehen Vertrauen und Weisheit und vor allem Achtsamkeit im Zentrum. Alle, hunderte Menschen, die auf dem Boden sitzen, lauschen gespannt. Konzentriert findet jedes gehörte Wort in der individuellen Seele seinen Widerhall.

Zunächst öffnet uns der Klang des Gongs die Ohren für die Worte des „großen Meisters“. Doch wahrhaft atemberaubend und bezaubernd erklingen zarte Geigentöne zu den angekündigten Mantras. Das Auditorium singt die für Ungeübte fremden Texte einfühlsam und musikalisch mit. Der harmonische Klang öffnet die Ohren und Herzen. Dankbar und bereichert bleiben wir staunend zurück.

Sabine Lutz



Sabine Lutz vor einem buddhistischen Stupa im schönen Innenhof des Lotos Vihara

Einige Ansichten des Buddhismus

Meine positive Sicht auf den buddhistischen Glauben wurde nochmal bestätigt. Dr. Reuter wurde von Christine Busch, Helga Hofinger und mir zu grundsätzlichen Ansichten des Buddhismus interviewt. Dabei sagte er ausdrücklich, dass das Karma nicht mit dem Erlebten und auch nicht mit vermeintlichen Sünden in Zusammenhang steht. Daher geht die Frage ins Leere, ob eine Behinderung als eine Art Strafe zu sehen ist. Sie wird aber oft gestellt, um eine moralische Erklärung für eine Behinderung zu finden.

Der Glaube soll im Buddhismus in erster Linie sensibilisieren und Körper und Geist so miteinander verbinden, dass Herzensbildung und Empathie ausgeprägt werden. Auf Deutsch gesagt: Ein guter Mensch reift mit seinen Erfahrungen und lässt sich nicht beeinflussen von den Fehlern der Mitmenschen und den Verirrungen des täglichen Lebens – soweit es eben geht.

Auf die Frage „Warum kein Fleisch essen?“ antwortete Dr. Reuter: „Es ist nicht verboten, es schließt sich aber der Kreis in Bezug auf Fleischkonsum und Buddhismus, wenn man Fleisch nicht isst oder in nur Maßen zu sich nimmt.“ Also ein guter Glaube, der weltweit Beachtung findet.

Martin Küster

Willkommen im Lotos Vihara-Zentrum

Buddhismus und Behinderung

Im Lotos Vihara-Meditationszentrum in Berlin-Mitte kann man die Lehren des Buddha hören und Meditation erlernen. Wie eine Oase liegt es mit seinem wunderschönen Garten inmitten einer Hochhausiedlung nahe dem Alexanderplatz. WIR fühlten uns dort sowohl bei einem sonntäglichen Vortrag als auch bei einem ausführlichen Interview mit Dr. Wilfried Reuter sehr willkommen. Der spirituelle Leiter des Zentrums und ehemalige Arzt beantwortete unsere Fragen zum Thema Buddhismus und Behinderung, die WIR im Vorfeld gesammelt hatten.

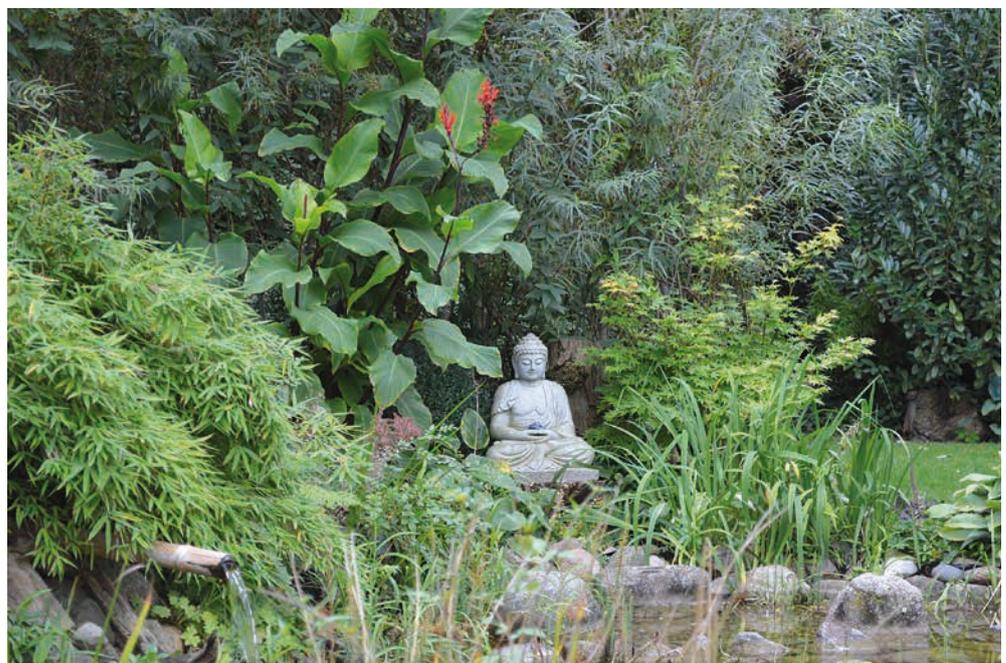
Herr Dr. Reuter, können Ihrer Meinung nach Menschen mit geistiger Behinderung das Dharma – die Lehre Buddhas – erfassen?

Man müsste definieren, was geistig bedeutet. Wenn wir von dem östlichen Begriff der Geistigkeit ausgehen, gibt es einen Begriff, der bezieht Geist und Herz mit ein. Es wird also im Osten nicht getrennt zwischen Herzensqualitäten und, wie wir sagen würden, mentalen oder intellektuellen Qualitäten. Wir nennen es Weisheit und Mitgefühl. Mitgefühl beruht auf einer Herzensqualität. Diese Herzensqualität nennen wir Liebe. Damit ist eine nicht-bedingte Liebe gemeint. So eine Liebe ist auf vortreffliche Weise im Korintherbrief beschrieben, im Hohen Lied der Liebe, wenn ich da auf die Bibel zurückgreifen darf. Menschen mit geistigen Behinderungen können Herzensqualitäten entfalten, haben sie häufig leichter entfaltet als sogenannte Gesunde und sind natürlich in der Lage, das Buddha-Dharma zu erfassen, nur über einen anderen Weg. Weniger einen intellektuellen Weg, der nicht immer der beste ist, sondern häufig über einen intuitiven, direkteren Weg.

Wenn jemand mit einer Behinderung zur Welt kommt, hat das etwas mit seinem Vorleben zu tun? Ist diese Reinkarnation als eine Art Strafe zu sehen, als Karma?

Das ist mir zu verkürzt. Wenn Sie Entwicklung, die Evolution betrachten, dann gehört dazu auch die Evolution unseres Bewusstseins. Dann geht es nicht nur darum, das auszugleichen was schiefgelaufen ist, sondern Evolution folgt einem Weg, einem Differenzierungsweg zu immer höherwertigen Zuständen. Wenn wir die Wiedergeburt lehre ansprechen, geht es nicht darum, Dinge auszugleichen, die schiefgelaufen sind, sondern darum, eine Entwicklung weiterzuführen, eine Möglichkeit einen bestimmten Aspekt zu erleben und weiterzuführen. Denken Sie bitte nie mechanisch. Und denken Sie vor allen Dingen nicht in den Kategorien von Schuld und Sühne. Das wäre ein völlig falsches Verständnis von Karma. Es steht explizit in den Lehrreden, dass es ein Ausdruck von Verwirrung wäre, wenn man sagen würde, alle Krankheiten wären die Folge von Karma. Das habe ich mir deswegen so gut gemerkt, weil in die Arztpraxis immer wieder Menschen mit schweren Erkrankungen kamen. Viele hatten einen spirituellen Hintergrund und mussten sich oftmals anhören, ihre Erkrankung sei karmisch bedingt, also weil sie falsch gelebt oder was Übles getan hatten in diesem oder einem der früheren Leben, und das ist alles vollkommener Unsinn.

Inwieweit können Menschen mit Behinderung praktisch und aktiv am buddhistischen Leben teilnehmen, also zum Beispiel auch Funktionen übernehmen?



Je nach ihren Möglichkeiten können sie teilnehmen. Teilnehmen heißt erst mal da sein, also herkommen. Das wäre ja die erste Aktion. Wenn wir dann die buddhistische Praxis anschauen, dann hat sie zu tun mit hören, also mit Belehrungen hören, über die Belehrungen reflektieren. Wir nennen es gerne eine reflektierende Meditation oder Kontemplation. Dann gibt es bestimmte Übungen zur Herz-Geist-Schulung. Die nennen wir Meditation. Es ist sehr gewünscht, dass Menschen mit Behinderungen sich aktiv beteiligen. Wir nehmen hier jeden mit offenen Armen auf, der bereit ist, sich einzubringen. Wenn ich mal für unser Zentrum sprechen darf, kann das im Garten sein, genauso wie hier im Gebäude, genauso wie in der Verwaltung oder in den verschiedenen Aufgaben, die sich ergeben aus der Führung beziehungsweise aus dem Am-Leben-halten eines solchen Zentrums.

Gibt es denn schon Menschen mit Behinderung, die hier in der Gemeinschaft aktiv sind?

Zu wenige. Wir hatten uns viel mehr erhofft und haben versucht, unser Gebäude behindertengerecht zu gestalten, so gut das möglich war. Wir haben Schwellen rausgenommen, eine Behindertentoilette installiert und eine Rampe gebaut, um in den Garten fahren zu können. Also alles, was dazugehört, damit Menschen, die zum Beispiel im Rollstuhl zu uns kommen, keine Barrieren haben. Wir wünschen uns mehr Menschen hier. Wenn dieser Artikel dazu beiträgt, dass Menschen an einem buddhistischen Vortrag oder an einer Meditation teilnehmen, sind sie hier sehr herzlich willkommen.

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung gehört zum Diakonischen Werk, hat also einen evangelischen Hintergrund. Wie wird hier in diesem Zentrum das Verhältnis zu anderen Religionen und besonders zur christlichen Religion gelebt?



Da sind wir sehr gut aufgestellt und das freut mich außerordentlich. Wir kamen in Kontakt mit der evangelischen Kirche, genauer mit dem Kreuzberger Pfarrer Jörg Machel aus der Emmausgemeinde. Er vermietete uns Räume für unser erstes Zentrum. Das heißt also, unser erster offizieller Vermieter war die evangelische Kirche. Die Verbindung zu dem Pfarrer hat sich bis heute gehalten. Darüber hinaus hat sich ein Gesprächskreis von vier Pfarrern und vier buddhistisch Praktizierenden, die auch Verantwortung tragen, gebildet. Wir treffen uns jetzt schon ein paar Jahre regelmäßig. Mit unseren Gruppierungen gehen wir seit 2001, meinem ersten Retreat dort, in ein katholisches Kloster in Birkenwerder. Der Abt ist uns sehr wohlgesonnen und ein wunderbarer Mensch. Er verkörpert sehr viele Tugenden, die Christen wie buddhistisch Praktizierende gleichermaßen anstreben, nämlich Bescheidenheit, Ernsthaftigkeit, gleichzeitig aber auch Bodenständigkeit. Es kommen Menschen hierher, die auch in die Kirche gehen. Es ist tröstlich für sie, dass sie nicht in eine Entweder-Oder-Haltung gedrängt werden, sondern dass wir erst einmal auf das Gemeinsame schauen, nicht auf das Trennende. Buddhismus und Christentum sind schon zwei Religionen und das ist auch gut so. Aber auf das Gemeinsame zu schauen, ist im Allgemeinen beflügelnd, inspirierend. Diese Öffnung auch anderen Religionen gegenüber ist nicht üblich in anderen buddhistischen Traditionen, das ist hier ziemlich einzigartig und steht als guter Stern über unserem Zentrum.

Wir arbeiten in unserer Stiftung mit Menschen, die durch Schlaganfall oder Schädel-Hirn-Trauma Behinderungen erworben haben. An irgendeinem Punkt ist das Thema Krankheitsverarbeitung wichtig, denn viele hadern und fragen sich: Warum gerade ich? Wenn jemand mit dieser Frage zu Ihnen kommen würde, was würden Sie ihm sagen?

Das kann ich nicht so pauschal beantworten. Als ich 40 war, hatte ich auch einen Schlaganfall mit einer Halbseitenlähmung. Damals war ich schon in der Arztpraxis, allerdings noch ziemlich am Anfang. Aber dennoch habe ich damals schon gelernt und verstanden, dass es nicht so sinnvoll ist, „warum“ zu fragen. „Warum“ hat häufig etwas subtil Anklagendes, Rückwärtsge wandtes. Deshalb versu-



Dr. Wilfried Reuter beantwortet in der Ruhe des großen Meditationsraums des Zentrums ausführlich die Fragen der WIR-Redaktion.

che ich die „Warum-Frage“ in die „Wozu-Frage“ zu drehen. Wozu habe ich das erlebt? Wenn ich mit jemandem mit einem Schlaganfall sprechen würde, da würde ich mich als tatsächlich sehr authentisch empfinden. Ich habe selber erlebt, was es bedeutet, sich nicht mehr alleine anziehen zu können, nicht mehr alleine auf die Toilette gehen zu können usw., und auch was an Ängsten damit einhergeht und wie es sich anfühlt, wenn gutmeinende Menschen zu Besuch kommen und dann alle wieder nach Hause gehen. Aber du bleibst alleine in deinem Bett mit deinen Ängsten und mit deinem Körper, dessen eine Hälfte schlaff da liegt.

Bei mir war es Gott sei Dank so, dass sich die Lähmungen zurückgebildet haben. Es wurde trainiert, trainiert, trainiert und dann kamen halt auch die Befähigungen wieder zurück. Wie wir ja aus der Neurologie wissen, kann sich, umso jünger ein Mensch ist, das Gewebe wieder reorganisieren. Bei jüngeren Menschen können andere Bereiche die Aufgabe übernehmen, das ist bei einem 80-Jährigen sehr viel weniger möglich. Ich würde also je nach Alter, Hintergrund und Zusammenhang des Schlaganfalls versuchen, die Frage zu beantworten, wozu ist das in mein Leben getreten.

Erst einmal geht es darum zu schauen, wo die eigenen Ressourcen des Menschen liegen, und darum, wie wir uns selber befähigen können, uns mit unserem Schicksal auszu-söhnen und unser Schicksal zu integrieren. Dann können

wir überlegen, was dieses Schicksal von uns als Antwort will – im Sinne von Verantwortung übernehmen für das eigene Leben und für das eigene Wohlergehen.

Herr Dr. Reuter, herzlichen Dank für das Gespräch!

***Interview: Christine Busch,
Martin Küster, Helga Hofinger***

Die Langfassung des Interviews finden Sie unter:
fdst.de/wirmagazin
Infos zu Terminen und Lotos Vihara allgemein:
lotos-vihara.de



WIR-Redakteure Christine Busch und Martin Küster mit Dr. Wilfried Reuter

Wenn Medikamente nicht helfen

Problembewältigung durch Achtsamkeitstraining

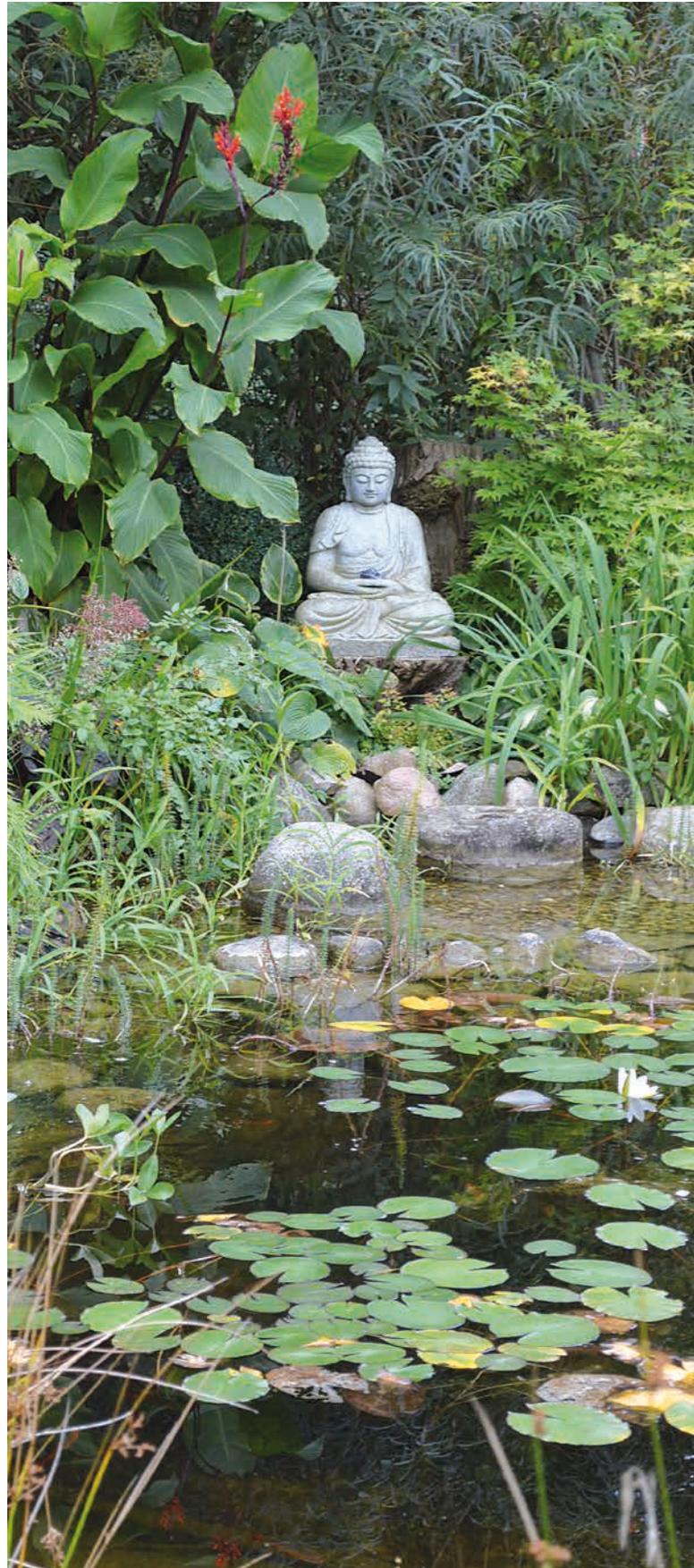
Der Begriff „Achtsamkeit“ ist heutzutage in aller Munde: Selbst diejenigen von uns, die noch nie eine solche Praktik ausprobiert haben, werden von der positiven Wirkung von Achtsamkeit auf das Wohlbefinden gehört haben. Nicht nur vorübergehende Stimmungsschwankungen sollen laut Studien dadurch gemindert werden, auch eine dauerhaft stressreduzierende Wirkung konnte mehrfach bestätigt werden – und Erfolgsgeschichten von körperlich Kranken oder Behinderten sprechen Bände. Ich schließe mich dem an und schreibe hier aus Erfahrung. Das Leben mit Handicap macht verletzlich wie ein rohes Ei und jeder ist dabei auch noch anders.

Mit MS zu leben, wie in meinem Fall, kann sehr belastend sein. Lebenspläne kommen durcheinander und vielfältige Anpassungsleistungen in Lebensbereichen wie Sozialkontakte, Beziehungen, Selbstbild, Berufsleben und Freizeitgestaltung sind erforderlich. Der gute Wille reicht oft nicht und manchmal sind Rückschritte nötig, um weiterzukommen. Doch glaubt mir, es sind Herausforderungen, die sich oft meistern lassen.

Gewiss: Aller Anfang ist schwer. Aber das Wichtigste gleichmal vorneweg: Wir haben unser Schicksal und unser Auftreten selbst in der Hand. Das erste, das wichtigste Gebot lautet: „Wer ausblendet, was andere Menschen womöglich über einen denken, kann ein selbstbestimmteres, glücklicheres Leben führen.“ Viele Praktiken haben einen wohltuenden Effekt auf unsere mentale und seelische Gesundheit. Im Wesentlichen beruht alles, was man tut, auf Konzentration und Fokussierung. Auf Anspannung und Entspannung. Nichts sollte im Idealfall von der gestellten Aufgabe ablenken – auch wenn es mal länger dauert.

Gewohnheiten haben durchaus ihr Gutes, aus ihnen erwächst Routine und Struktur. Eine vertraute Umgebung und vertraute Handgriffe vermitteln Sicherheit. Auch Kalendersprüche können sinnvoll sein: Alles an seinen Ort, das ist mein Sport! Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. In der Ruhe liegt die Kraft. Übung macht den Meister. Wer wagt gewinnt. Wenn wir uns an diese Sprüche halten, bekommen wir es ganz gut geregelt, dieses Leben.

Sabine Lutz



Was hilft es, zu glauben?

Gedanken über Religion von WIR-Redakteurin Heike Oldenburg

Es gibt heute sehr viele kirchliche Glaubensrichtungen. Neben den großen wie Hinduismus, Buddhismus, Judentum, Christentum, Islam und Bahai gibt es schriftlose Religionen und Religionen anderer ethnisch-religiöser Gruppen. Es gibt Esoterik und verschiedene Weltanschauungen, zu denen unter anderen Atheismus, Anthroposophie, Freimaurerei und Nihilismus gehören.

Geschichtliche Entwicklung

Schon seit Jahrtausenden wurden Menschen-, Tier- und Sachopfer gebracht, um die Götter gegen Unwetter, Dämonen oder für eine gute Ernte wohlzustimmen. Griechische und römische Tempel wurden als Wohnort von Göttern angesehen. Inwieweit Zaubersprüche mit Gebet gleichzusetzen sind, ist umstritten. Sicher ist, dass es schon immer Zukunftsdeutung durch „Seher“ gegeben hat, um den Willen der Götter einzuschätzen. Das Christentum sorgte für ein Eindämmen dieser als

heidnisch angesehenen Bräuche. Vieles wurde leicht verändert übernommen, um den neuen Glauben nicht so fremd erscheinen zu lassen.

Die Kelten mit ihrer Religion breiteten sich bis 300 v. Chr. europaweit aus, vermutlich nicht nur auf friedlichem Wege. Um 50 v. Chr. hatten sich in Gallien bereits ein weltlicher (König) und ein geistlicher (Druide) Leiter etabliert. Herrscher haben zu allen Zeiten Religion als Machtmittel missbraucht, indem sie vorgaben, dass ihre übermenschliche Autorität sich auf ihre besondere Beziehung zum jeweiligen Gott gründet. In den irischen Sagen ist ein Gottkönig überliefert. Später kamen aus dem iro-schottischen Raum Wandermönche nach Mitteleuropa, missionierten eifrig und gründeten Klöster. Das Christentum verdrängte durch zielstrebige Missionare alte heidnische Religionen.

Der Lebenssinn eines Mönches (von griech. monos, „allein“) war und ist ein unaufhörlicher Gottes-Dienst.



Der 754 in Fulda begrabene Wandermönch Bonifatius aus Devon/England wurde später der „Apostel der Deutschen“ genannt. Hier die untere Grabplatte des Bonifatiusgrabs in der Krypta des Fuldaer Doms.

Askese und Eremitenleben waren von der Antike bis um 900 n. Chr. für viele faszinierend. Jedoch blieben sogenannte „Wüstenmönche“, die sich zurückgezogen hatten, nie lange allein. Nach dem Vorbild der zwölf Jünger bildeten sich erste Gemeinschaften, auch bereits frühe Klöster. Adelige Eliten unterstützten Mönche über Jahrhunderte materiell. Sie setzten gern Verwandte als

„Wenn man im Tugendwandel und in der Liebe voranschreitet, erweitert sich das Herz und man durchläuft mit unaussprechlicher Süßigkeit den Weg der Gebote Gottes.“

(Benedikt von Nursia)

Äbt*issinnen ein und nutzten ihren Einfluss. Im Jahre 301 n. Chr. wurde in Armenien als erstem Land das Christentum zur Staatsreligion. Benedikt von Nursia/Italien schrieb um 540 die Benediktinischen Regeln auf, die halfen, das Klosterleben einheitlich zu organisieren. Im Jahre 816 wurden die Regeln im ganzen Reich verbindlich. Die Säulen des Mönchtums waren Armut – persönlicher Besitz war streng verboten –, mehrere Stunden Arbeit am Tag, Keuschheit, Ehelosigkeit, Gehorsam und Demut. Die übergeordnete Regel der „maßvollen“ Anwendung der Regeln durch die Äbte erlaubte eine gewisse Vielfalt. In der gesellschaftlichen Umbruch-

phase 1050–1150 entwickelte sich über die Hälfte der benediktinischen Klöster zu Doppelklöstern. Auch reine Frauenklöster entstanden. Die religiösen Bedürfnisse der Menschen veränderten sich. Priester wurden nun ordiniert – zum geistlichen Amt gesegnet, geordnet und gesandt. Die Zisterzienser, benannt nach ihrem ersten Kloster in Citeaux, spalteten sich ab. Die Forderungen verschoben sich hin zu mehr Askese, mehr Armut und mehr körperlicher Arbeit. Weitere Reformklöster entstanden. Das führte zu wirtschaftlicher Konkurrenz.

Heute ist es immer noch ein Wirtschaftsfaktor für Klöster, dass Menschen für einen kurzen Zeitraum zu Besuch kommen, miteinander schweigen bzw. meditieren und so zur Ruhe, zu sich oder zu Gott kommen. Unter dem Stichwort „ora et labora“ („bete und arbeite“) kann mensch auch heute bei einem Klosterbesuch durch Mitarbeiten Kosten sparen. Auch interreligiös tut sich einiges: In einer katholischen Kirche in Oldenburg wird zum Beispiel Meditation praktiziert.

Reformen und Theorien

Im Laufe der Jahrhunderte entstanden viele Interpretationen und Auslegungen der Bibel. So verschieden wie die Menschen sind die Theorien, die sich in ihrem jeweiligen geschichtlichen Lebenshintergrund und -umfeld ausprägten. In der Bibel, im Koran und in anderen Grundlagenbüchern sind je nach Bedarf sowohl kämpferische als auch pazifistische Textstellen zu finden.



Modell der ehemaligen Klosteranlage von Cluny

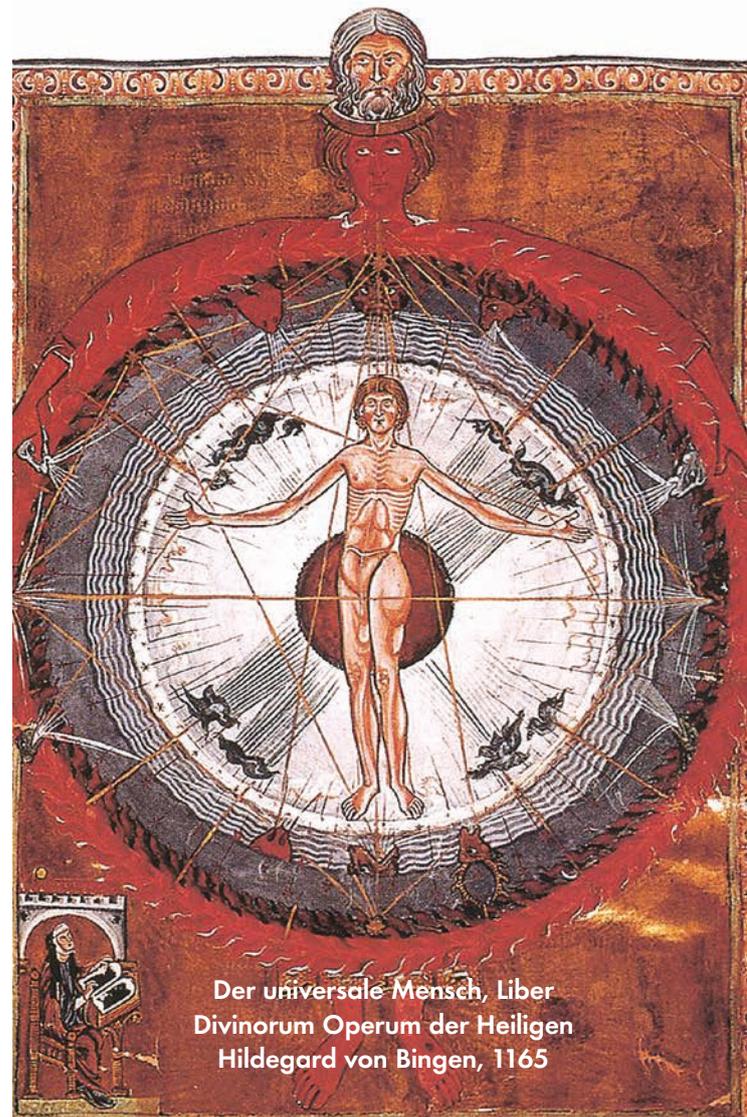
Eine Auslegungsweise dieser von Barbara Beuys „Zeitalter der Liebe“ genannten Umbruchszeit stammt von Hildegard von Bingen (1098–1179), der bekanntesten weiblichen Visionärin des christlichen Mittelalters. Sie war eine der gebildeten, klugen Äbtissinnen dieser Zeit. Als Trösterin war sie sehr gefragt, wie in den über 300 erhaltenen Briefen an Bischöfe und Laien erkennbar ist. Hildegard konnte optimistisch das Gute im Menschen sehen, glaubte an Barmherzigkeit und Liebe und konnte dies auch vermitteln.

Bereits Bernhard v. Clairvaux (1090–1153) empfahl in der neuen persönlichen Frömmigkeit, Jesus mit allen Sinnen zu erfassen: „Jesus ist Honig im Mund, Gesang im Ohr, Jubel im Herzen.“ Hildegard verstärkte den Aspekt der Sinnlichkeit in ihren „vom lebendigen Licht“ eingegebenen Texten ohne Scheu: „Der Sohn der Jungfrau, ein überaus anziehender Liebhaber der keuschen Liebe, ist die herrlichste Frucht des Obstbaumes, das heißt der Sohn der Jungfrau. Ihn ergreift die gläubige Seele, welche danach verlangt, durch seine süße Umarmung ihre Unversehrtheit zu krönen ...“ Deshalb bezeichne ihn die heilige Seele auch als Geliebten. „Denn im Vertrauen auf die Liebe verlässt sie sich selbst und eilt im heftigen Kampf der fleischlichen Begierden bereitwillig zu ihm.“ Doch sei Zurückhaltung angebracht. Mit einer so großen inneren Freiheit konnte Hildegard wahrscheinlich den Sorgen und Nöten der Ratsuchenden besser begegnen.

Glauben heute

Der Glaube an Erlösung und eine Zukunft im Paradies kann auch heute noch Hoffnung stärken. Glaube erfüllt oft psychohygienische Zwecke. Schlechte Lebensbedingungen lassen sich besser aushalten. Hoffnung auf ein besseres „Danach“ im Paradies nach diesem schweren Leben mag Kämpfende im Krieg zum Durchhalten ermuntern und Pfarrer stehen den Angehörigen zu Hause zur Seite. Hoffnung kann aber leider nicht verhindern, dass es im Kampfgeschehen zu schweren und schwersten Verletzungen kommt. Dieser Tatsache hat auch die Fürst Donnersmarck-Stiftung ihre Existenz zu verdanken. Bei dem einen oder anderen wird die Frage bleiben: „War es Schicksal? War es Zufall, dass ICH überlebt habe, aber mein Kumpel neben mir nicht?“ Wer wird Gott danken dafür? Ist nicht eben dieser Gott „schuldig“, dass er diesen Krieg geschehen lassen hat? Sind immer die anderen schuldig? Der Schweizer Theologe Karl Barth lehrte bereits 1938 in Schottland, dass es unter Umständen eine nicht nur erlaubte, sondern eine von Gott geforderte Resistenz gegen die politische Macht gebe.

Eine weitere mögliche Hilfe des Glaubens kann sein, Elend wie extreme Armut und Krankheit durch einen



Der universale Mensch, Liber Divinorum Operum der Heiligen Hildegard von Bingen, 1165

„Draht nach oben“ – so meine 88-jährige Spielkreisleiterin – erträglicher zu finden. Es stärkt nachweislich die Immunabwehr, wenn ein Mensch in einem festen Glauben sinngebend verwurzelt ist. Der Begründer der Salutogenese (Entstehung von Gesundheit), der israelisch-amerikanische Soziologe Aaron Antonovsky (1923–1994), beobachtete in den 1970ern, dass 29 Prozent der ehemaligen Konzentrationslager-Insassinnen die Zeit im KZ ohne bleibenden Schaden überstanden hatten. Antonovskys zentrale Frage wurde dann, wie mensch ein guter Schwimmer wird im großen Strom des Lebens, in dem wir uns alle irgendwo zwischen den beiden Polen 100 Prozent gesund und 100 Prozent krank bewegen. „Niemand geht sicher am Ufer entlang.“ Der Glaube an das Gute im Menschen kann Unsicherheiten „am Ufer“ bewältigen helfen.

Heike Oldenburg

Quellen: Barbara Beuys, Denn ich bin krank vor Liebe: Das Leben der Hildegard von Bingen, München 2003; Wikipedia; Der Spiegel

Bildergeschichten aus der Reformationszeit

Eine Rezension

Es ist Frühling im Mansfeld. Der Kupferbergwerksbesitzer Hans Drachstädt bringt seinen Sohn Michael zum Kloster Wimmelburg. Denn der interessiert sich nur fürs Malen und nicht für den väterlichen Bergbaubetrieb. Das dortige wundertätige Silberglöckchen soll ihn heilen. Die Geschichte nimmt aber einen anderen Lauf und Michael macht sich in Begleitung von Abrax, Brabax und Califax auf den Weg nach Wittenberg zum Meister Lukas Cranach, wo er im weiteren Verlauf der Erzählung auch näher mit der Reformation in Kontakt kommt. Die Abrafaxe, die wahren Helden dieser Comicserie, sind übrigens durch einen Sturz in einen Tunnel in diese Zeit gefallen.

Damit begann im März 2016 die neue Mosaik-Serie der Abrafaxe über die Reformationszeit. Im ersten Heft zeigt sie sich zunächst nur wenig theologisch – mal abgesehen von der beschriebenen Wundergläubigkeit –, aber im Innenteil, der, wie bei den Mosaik-Heften üblich, der

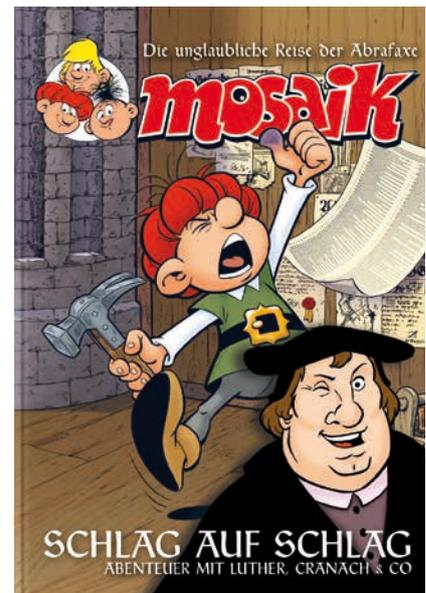
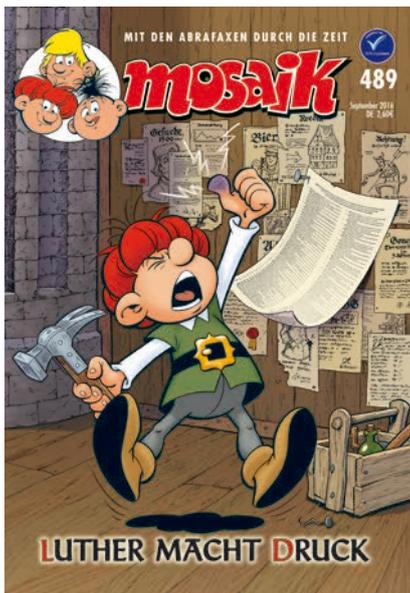
Wissensvermittlung dient, taucht dann doch Luther auf. In einem Quiz lernt man die Lutherschen Wortschöpfungen *Lästermaul*, *Machtwort*, *Feuereifer*, *Wissensdurst* und *Denkzettel* kennen, die aus seiner Bibelübersetzung stammen. Luther selbst begegnet der Leser der Serie erst im dritten Heft – als jungem, schlanken Augustinermönch. Dort wendet er sich in deutlichen Worten gegen den Glauben an das Glöckchen: „Die Wimmelburger Brüder sind selber wie besessen von ihrem Glöckchen! Das ist der falsche Weg ins Himmelreich.“

Man erfährt Wichtiges und weniger Wichtiges, zum Beispiel, dass Luther das Bier schätzte, „aber nicht auf meiner Kutte“, und dass er den Ablasshandel verabscheute. Denn „nur die Gnade führt uns ins Paradies“. Die Erzählstränge verweben sich weiter. Später heuert Brabax als Adlatus (Bote) bei Dr. Martin Luther an, um dort folgende Worte zu hören: „Von Arbeit stirbt kein Mensch, aber vom Müßiggehen kommen die Leute um Laib und



Laue Frühlingswinde haben den Schnee von Feldern und Wiesen vertrieben. Die grünen Spitzen des Getreides brechen durch die dunkle Ackerkrume und ein frischer Hauch zeugt von Aufbruch und Neuanfang. Drosseln und Stare sind aus dem fernen Süden zurückgekehrt, Siebenschläfer und Haselmäuse haben ihren Winterschlaf beendet. Überall wimmelt es von neuerwachtem Leben. Auch im Wimmelburger Kloster St. Cyriacus herrscht nach den langen Wochen des

Winters reges Treiben. Viele hundert Menschen haben sich hier versammelt. Sie alle hoffen auf Genesung und Linderung ihrer Leiden. Doch ist es kein berühmter Arzt, von dem die herbeigeströmten Menschen Hilfe erhoffen. Heilung erwartet man vom Klang eines silbernen Glöckchens, das sich im Besitz der Mönche befindet. Auch der Mansfelder Minenbesitzer Hans Drachstädt mit seiner Frau Margarethe und seinem Sohn Michael erhoffen sich in Wimmelburg ein Wunder.



Leben“, weil er sich über einen Auftrag mokiert. Doch gleichzeitig mahnt ihn Luther: „Die Eile ist das dem Aufschub entgegengesetzte Laster.“ Califax kocht bei den Cranachs. Abrax lernt Thomas Müntzer kennen, der für die Gleichheit der Menschen plädiert, der dem Recht auf Widerstand das Wort redet und für den Gerechtigkeit kein Gunstbeweis sein sollte. Nur so am Rande: Die Idee zur Übersetzung der Bibel ins Deutsche hatte Brabax. Er war es auch, der die 478 Thesen von Luther auf die bekannten 95 reduzierte und sie am 31. Oktober 1517 an die Schlosstür von Wittenberg nagelte, jedenfalls wenn man den Mosaikheften glaubt.

Die Frage, was ausgerechnet diesen Abschnitt in der Geschichte zu einer Zeit der Reformation macht, beantwortet die Serie sicher nicht historiographisch exakt. Sie liefert aber in der Mischung zwischen Bildergeschichte und Innenteil Informationen rund um die Zeit und ihre historischen Figuren, von denen eine Vielzahl die bunte Bilderwelt bevölkert. So finden sich „Originale“ versteckt in der Werkstatt von Meister Cranach, man lernt etwas über das Augustinische Denken und Luthers Antwort darauf, trifft den Theologen Georg Spalatin, den Gräzisten Philipp Melancthon und den Kurfürsten Friedrich den Weisen.

Die Onlinewelt der Abrafaxe

Wer alles noch genauer wissen will, findet bei www.mosapedia.de, der Wikipedi-

edia für die Freunde der Abrafaxe, noch viel mehr Wissenswertes über Handlungsorte, Zeichner, Figuren und Inhalte sowie Veranstaltungen rund um die Abenteuer der drei angenehmen Begleiter durch die Zeit. Weitere Inhalte liefert die App MOSAIK Magic, die man über das Magische Auge im Heft ansteuern kann. Der Verlag selbst betreibt die Website www.abrafaxe.com. Doch nicht alles läuft so gut im Digitalen: Die beiden Projekte Mosaik-Podcast und Mosaik-E-Comic wurden eingestellt.

Die größte Freude bringt die Lektüre der gedruckten Hefte. Eine schöne zeichnerische Gestaltung mit vielen Hintergrunddetails und ein gutes Gefühl für den Rhythmus der Geschichte ziehen immer tiefer ins Geschehen. Und nicht nur junge Leser haben ihre Freude an den klar gezeichneten Bildgeschichten mit viel Humor und interessantem Inhalt, wie eine kurze Recherche im eigenen Freundes- und Bekanntenkreis beweist. Fazit: Lesenswert.

Thomas Golka





Christine Braunert
Rümenapf ist
„Mittendrin –
so wie ich bin“.

Die Belange von Menschen mit Behinderung von Anfang an mitdenken

Interview mit der neuen Landesbeauftragten für Menschen mit Behinderung

Für die Fürst Donnersmarck-Stiftung ist Christine Braunert-Rümenapf eine alte Bekannte. Die neue Berliner Landesbeauftragte für Menschen mit Behinderung ist ein gern gesehener Gast unserer sozialpolitischen Veranstaltungen in der Villa Donnersmarck wie dem Friedrichshainer Kolloquium oder dem Jour fixe. So wundert es auch nicht, dass sie unsere roten „Mittendrin, so wie ich bin“-Taschen sofort erkennt, als wir uns zufällig auf dem Gang in der Oranienstraße 106 begegnen. Seit ihrem Amtsantritt am 1. September 2017 bleibt ihr nur noch wenig Zeit, die Veranstaltungen in der Villa zu besuchen. Umso mehr freuen WIR uns, dass wir mit ihr über ihr Selbstverständnis als Landesbeauftragte, ihre Arbeitsschwerpunkte und ihre Vision für eine inklusive Gesellschaft sprechen konnten. Und nach der Einarbeitungsphase klappt es bestimmt auch mal wieder mit einem Besuch in der Villa Donnersmarck.

Vielen Dank, dass Sie sich Zeit für ein Gespräch mit uns nehmen. Sie sind seit dem 1. September 2017 offiziell Landesbeauftragte für Menschen mit Behinderung und vertreten damit die Interessen von mehr als 600.000

Berlinerinnen und Berlinern mit Behinderung. Würden Sie sich unseren Leserinnen und Lesern kurz vorstellen?

Gerne! Ich wurde 1961 geboren – übrigens mit einer Geburtsbehinderung. Das war eine Zeit, in der Menschen mit Behinderung auf eine andere Art und Weise zur Teilhabe gebracht wurden. Wer damals nicht in das System passte, wurde einfach zur Anpassung „gezwungen“. Das spielte meines Erachtens im Umgang mit der eigenen Behinderung immer eine relativ große Rolle, weil man leicht dazu neigte, sich zu überfordern. Dieser veränderte Anpassungsdruck, den man von Anfang an internalisierte, ist aus meiner Sicht ein wichtiger Unterschied zwischen den verschiedenen Generationen von Menschen mit Behinderung.

Ich habe zunächst eine kaufmännische Ausbildung absolviert und anschließend über den zweiten Bildungsweg das Abitur erworben. Da ich mich immer für bildungs- und sozialpolitische Fragen interessiert habe, lag es nahe, Erziehungswissenschaften und Publizistik an der Freien Universität Berlin zu studieren, also ein geisteswissenschaftliches und ein sozialwissenschaftliches Fach

zu kombinieren. Zur Finanzierung des Studiums arbeitete ich in der „aufsuchenden Familienfürsorge“ im Bezirksamt. Mein Schwerpunkt war die Unterstützung von Familien mit Kindern mit Behinderung. Dadurch lernte ich ausgesprochen viel über das System Familie, aber auch über die Anforderungen, die – etwa durch das Schulsystem – an Familien gestellt werden. Ich habe einiges über den Umgang von behinderten und nicht behinderten Geschwistern miteinander gelernt, aber auch die Bedeutung relativer Armut erfahren. Oft kann in Familien mit behinderten Kindern nur ein Elternteil arbeiten gehen, sodass hier die finanzielle Situation angespannt ist.

Nach Abschluss des Studiums arbeitete ich neun Jahre für die Gesellschaft für Integration, Sozialforschung und Betriebspädagogik (ISB). Dort konnte ich mich weiter mit dem Thema Behinderung unter einer anderen, neuen Perspektive beschäftigen. Die ISB war ja Teil der Modellphase der Integrationsfachdienste. Wir haben aber auch das Konzept der unterstützten Beschäftigung weiterentwickelt und ich beschäftigte mich mit der Teilhabe am Erwerbsleben, speziell mit der Situation von Frauen mit Behinderung. Das Thema Frauen mit Behinderung konnte ich dann später bei einem anderen Träger vertiefen, wo ich mich mit Migration und Behinderung auseinandersetzte.

2012 wurde ich schließlich Referentin von Herrn Dr. Schneider und habe ihm – neben einer fachlichen Vertretung in Gremien, Arbeitsgruppen und anderen Runden – vor allem bei der Bewertung gesetzlicher Vorgaben und Konzepte zugearbeitet.

Wie schwierig war es für Sie, sich als „Quereinsteigerin“ in die Berliner Verwaltung einzufinden?

Die Landesbeauftragte ist ja kein Teil der Verwaltung und stellt auch keine eigenständige Behörde dar. Deswegen sind die Anforderungen an das Verwaltungshandeln nicht ganz so hoch wie das vielleicht in einer anderen Stelle der Fall ist. Grundsätzlich gibt es aber eine gemeinsame Geschäftsordnung, die schriftlich niedergelegt ist und Auskunft über den Umgang mit bestimmten Vorgängen gibt. In erster Linie konnte ich mich bei Fragen aber immer an meine Kollegen wenden. Das ist vor allem bei bestimmten Abkürzungen in den E-Mails sehr hilfreich ...

Macht es aus Ihrer Sicht einen Unterschied, dass Sie die erste Landesbeauftragte für Menschen mit Behinderung in Berlin sind?

„Oft kann in Familien mit behinderten Kindern nur ein Elternteil arbeiten gehen, sodass hier die finanzielle Situation angespannt ist.“

Ich bin erst kurze Zeit im Amt und kann noch nicht abschätzen, welche Auswirkungen mein Geschlecht noch haben wird. Sicherlich ist mir der Aspekt Frauen mit Behinderung näher als einem Mann. Ich sehe hier auch eine Differenz zwischen Männern und Frauen mit Behinderung. Wir wissen beispielsweise, dass Frauen mit Behinderung häufiger von Gewalt betroffen sind als vergleichbare Gruppen. Allerdings gilt dies auch für Menschen mit geistiger Behinderung. Hier gibt es, soweit ich weiß, keinen geschlechterspezifischen Unterschied bei der Gefahr, von übergriffigem oder gewalttätigem Verhalten betroffen zu sein.

Ich möchte damit sagen, dass man im Zweifel immer genau hinsehen muss. Bei der Teilhabe am Erwerbsleben ist es etwa tatsächlich so, dass Frauen immer noch benachteiligt sind. Das hat auch etwas mit den Rollenerwartungen zu tun, mit denen wir alle konfrontiert sind. Einem Mann wird in der Wirtschaft immer noch eher die Rolle des Ernährers zugestanden als einer Frau. Das war eine meiner wichtigsten Erkenntnisse aus meiner Zeit bei der ISB.

Sie sprechen die unterschiedlichen Rollenerwartungen an, denen Männer und Frauen grundsätzlich begegnen – der Mann als aktiver Familienernährer, die Frau tendenziell eher als passiver Gegenpart, die es dann auf dem Arbeitsmarkt natürlich schwerer hat, insbesondere mit einer Behinderung.

Genau. Das sind unterbewusste Prozesse, die man nicht richtig greifen und denen man deswegen auch schwer begegnen kann.

Ihre Berufung als Berliner Behindertenbeauftragte erfolgte in großem Einvernehmen mit dem Landesbeirat für Menschen mit Behinderung. Wie erleben Sie denn die Reaktion von Menschen mit Behinderung und von den Vereinen und Selbstvertretungsorganisationen auf Ihre Berufung?

Im Moment durchweg positiv.

Die Arbeit der Landesbeauftragten für Menschen mit Behinderung changiert zwischen der Einzelfallhilfe, etwa in der Rolle als Ombudsfrau, und einer Querschnittsaufgabe mit der Zielsetzung, die Berliner Politik insgesamt im Sinne von Menschen mit Behinderung zu beeinflussen. Wo würden Sie hier Ihre Rolle als Landesbeauftragte einordnen?

Ich sehe mich genau in dieser Doppelrolle. Das ist aus meiner Sicht ein ausgesprochen fruchtbarer Zusammenhang. Über die Einzelbeispiele erkennt man ganz oft allgemeine Handlungsbedarfe. Wo sind beispielsweise Rege-



lungslücken? Wie wirkt sich eine gesetzliche Veränderung bei der Umsetzung im Alltag aus? Gleichzeitig verstehe ich Behindertenpolitik als Querschnittsaufgabe, die darauf zielt die Rahmenbedingungen für Menschen mit Behinderung grundsätzlich zu verbessern. Dazu gehören neben den gesetzlichen Grundlagen auch die Ausstattung verschiedener Einrichtungen und Institutionen mit entsprechenden Ressourcen. Oft müssen Schnittstellenfragen geklärt werden oder wir müssen neue Kooperationen eingehen, wie z. B. im Bereich der Elternassistenz bei den Bezirksämtern zwischen den Bereichen Jugend und Soziales. Ein anderes Thema ist die Schnittstelle zwischen Eingliederungshilfe und Pflege. Da geht es dann unter anderem darum, bestimmte Konzeptionen und Vorstellungen zu harmonisieren oder zumindest abzugleichen. Unterstützung beim Einkaufen bedeutet in der Eingliederungshilfe beispielsweise, dass man gemeinsam mit dem Unterstützungsempfänger einkaufen geht. In der Pflege bedeutet es, dass ohne denjenigen, der die Leistung in Anspruch nimmt, einkaufen gegangen wird.

Von daher finde ich, dass sowohl die Einzelfallbetrachtung über die Bürgerinnen- und Bürgeranfragen als auch das Arbeiten in der Querschnittspolitik wichtig sind und sich gegenseitig bereichern.

Vor diesem Hintergrund: Welche Arbeitsschwerpunkte möchten Sie sich für die nächsten Jahre setzen?

Das kann man unter drei Aspekten gliedern. Zunächst geht es natürlich um die konkreten Themen, die jetzt schon aktuell sind: Da haben wir das Toilettenkonzept, dann die Umsetzung des Mobilitätskonzepts und natürlich gehört auch die Novellierung des Landesgleichberechtigungsgesetzes zu den A-Prioritäten. Diese

Vorhaben stehen ja auch in der Koalitionsvereinbarung. Zuletzt hat Senator Dr. Behrendt erklärt, dass auch der Entwurf für das Landesantidiskriminierungsgesetz schon sehr weit gediehen ist und ein Referentenentwurf in nächster Zeit zu erwarten ist. Aber auch die Begleitung der Umsetzung des Bundesteilhabegesetzes wird mich beschäftigen. Ein anderes Thema bleibt sicherlich das inklusive Bildungswesen.

Zweitens ist der Ausbau eines barrierefreien Gesundheitswesens ein ganz wichtiger Aspekt. Hier geht es zukünftig vor allen Dingen auch um die Beschäftigung mit der digitalen Gesundheitsversorgung, die ja so langsam an Geschwindigkeit aufnimmt. Das ist ein neues Gebiet, um das wir uns ganz dringend kümmern müssen,

bevor da irgendwelche Rahmenbedingungen gesetzt werden, die nicht alle gleichermaßen berücksichtigen.

Ein dritter Aspekt ist Behindertenpolitik als Querschnittsthema im Sinne eines Disability Mainstreamings. Ich möchte immer wieder daran erinnern, dass es nicht nur um die konkreten Probleme und Aufgaben, sondern eben auch um die Schaffung geeigneter Rahmenbedingungen geht. Es geht um gesetzliche Grundlagen und ihre Umsetzung, um Ressourcen zur Schnittstellenbearbeitung, um Kooperationen, die immer wieder ausgewertet und kritisch hinterfragt werden müssen. Funktioniert das Zusammenspiel der unterschiedlichen Systeme so, wie wir uns das vorstellen? Ist auch das Anschlusssystem so barrierefrei, dass es zu nutzen ist? Das Schulsystem ist dafür ein gutes Beispiel. Wenn es etwa ein junger, gehörloser Mensch geschafft hat, einen Schulabschluss zu erwerben, findet er auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt keine Stelle, weil er permanent auf einen Gebärdensprachdolmetscher angewiesen ist. Dann geht es eben darum, diese Systeme lückenlos zu machen, im Sinne einer inklusiven Unterstützung.

Das ist ja ein grundsätzliches Problem am Schulsystem. Wenn ein Schüler mit einer Behinderung einen Schulabschluss erwirbt, ist die Gefahr hoch, dass es keine barrierefreien Angebote auf dem Arbeitsmarkt gibt, sodass er wieder an spezialisierte Einrichtungen verwiesen wird, die etwa ein Berufsbildungswerk betreiben. Das kann aber eigentlich nicht der Anspruch eines inklusiven Bildungswesens sein.

Genau! Wir brauchen natürlich auch spezielle Unterstützungsstrukturen, das steht völlig außer Frage. Aber vor allem muss das Bildungswesen an individuelle Bedürfnisse angepasst werden.

Die UN-Behindertenrechtskonvention hat das Leitprinzip der Inklusion ganz nachhaltig auf die politische Agenda gesetzt und fordert einen menschenrechtsbasierten Ansatz in der Behindertenpolitik. Welche Rolle sehen Sie in diesem Zusammenhang für sich?

Das Verwaltungshandeln genauso wie politisches und gesellschaftliches Handeln systematisch und kontinuierlich danach zu befragen, ob es die Gleichstellung und Teilhabe von Menschen mit Behinderung befördert oder behindert.

Letztlich geht es Ihnen um ein permanentes Mahnen?

Immer. Deswegen ist mir neben den konkreten Themen die kontinuierliche Erinnerung an diesen Querschnittsbereich, das Disability Mainstreaming, so wichtig. Vielleicht machen wir uns dann ja irgendwann mal überflüssig ...

Ich glaube allerdings nicht, dass wir das noch erleben.

Das glaube ich auch nicht. Dafür kommen auch immer wieder neue Themen auf und es gibt mittlerweile zu viel Konkurrenz unter den einzelnen Themen. Es gerät fast automatisch immer irgendetwas ins Hintertreffen, weil wir strukturieren müssen, um den Überblick zu behalten.

Im Interview mit Elke Breitenbach, das wir in der letzten Ausgabe der WIR führten, sprach sie über das ressortübergreifende Konzept zur Umsetzung behindertenpolitischer Leitlinien. Können Sie uns hier auf den aktuellen Stand bringen?

Das ist ein sehr zeit- und arbeitsintensiver Prozess mit sehr vielen verschiedenen Akteuren. Auf Einzelheiten kann ich hier noch nicht eingehen. v

Was versprechen Sie sich von dem Konzept?

Zum einen die Verständigung auf konkrete Schritte für die weitere Umsetzung der zehn behindertenpolitischen Leitlinien. Zum anderen erhoffe ich mir von dem Konzept einen Effekt, den ich bereits ansprach: Das Bewusstsein dafür zu schärfen, dass Inklusion ein Prozess ist, der wirklich alle Akteure betrifft und – neben vielen anderen – bauliche, organisatorische, konzeptionelle Veränderungen nach sich zieht.

Sie waren ja schon häufiger Gast bei verschiedenen Veranstaltungen in der Villa Donnersmarck – etwa beim Friedrichshainer Kolloquium, unserer Kooperationsveranstaltung mit dem IMEW oder bei unserem Jour fixe. Welchen zusätzlichen Dialog oder welches zusätzliche Forum zum Austausch über die Situation von Menschen mit Behinderung würden Sie gerne fördern oder erstmalig initiieren?

Ich glaube, wir benötigen nicht unbedingt ein weiteres Forum zum Austausch, sondern eher einen stärkeren Dialog zwischen den unterschiedlichen Akteuren in den

Bereichen Behindertenpolitik und Behindertenhilfe. Ich habe oft das Gefühl, dass wir gar nicht mehr überblicken, an welchen Stellen schon gute, inhaltsreiche Diskussionen geführt werden.

Es gibt einfach zahlreiche Akteure in diesem Feld und es scheint mir tatsächlich eine große Aufgabe, diese zusammenzubringen. Vielleicht arbeitet man zwar an unterschiedlichen Themen und Fragestellungen, aber die Lösungswege können ja auf andere Anforderungen übertragbar sein.

Mit unterschiedlichen Aspekten oder auch gegenläufigen Meinungen konfrontiert zu werden, kann durchaus produktiv und spannend sein. Man lernt möglicherweise eine völlig andere Herangehensweise kennen oder hinterfragt seine bisherigen Denkweisen. Ich glaube, es fehlt uns eher diese Haltung oder dieser Austausch, aber wir brauchen kein weiteres spezialisiertes Forum zu einem spezifischen Thema.

Würden Sie uns abschließend Ihre Vision für eine inklusive Gesellschaft 2022 schildern?

In meiner Vision haben alle Akteure in Politik, Verwaltung, Gesellschaft und Wirtschaft gleichermaßen verinnerlicht, dass Behindertenpolitik nicht in Sozialpolitik aufgeht. Und sie befragen sämtliche ihrer Vorgaben daraufhin, ob sie die Belange von Menschen mit Behinderung mitgedacht haben.

Welchen Beitrag können Organisationen wie die Fürst Donnersmarck-Stiftung leisten, um Ihre Vision Wirklichkeit werden zu lassen?

Indem Sie Ihren sozialräumlichen Ansatz weiterverfolgen und nach Lösungen für Schwierigkeiten suchen – zum Beispiel im Freiwilligenengagement. Dabei geht es darum, dass sich auch Menschen mit Behinderung im freiwilligen Engagement stärker wiederfinden sollten. Zuletzt wünsche ich mir, dass Sie Akteure im Rahmen Ihrer Veranstaltung weiter zusammenbringen und sich an den Diskussionen beteiligen.

Ich glaube, das schaffen wir. Vielen Dank für das Gespräch!

Interview: Sebastian Weinert



WIR-Redakteur Sebastian Weinert im Gespräch mit Christine Braunert-Rümenapf

Die Langfassung des Interviews finden Sie unter: fdst.de/wirmagazin

Das barrierefreie Traumhaus

Ein Besuch bei Volker und Iris Westermann

WIR lernten Volker Westermann, den Kopf der Kochsendung *dinner for everyone*, und seine Frau Iris 2013 beim gemeinsamen Kochen der WIR-Redaktion in Berlin kennen. Drei Jahre später konnte das sympathische Paar seinen Traum vom barrierefreien Eigenheim in St. Leon-Rot verwirklichen, einem kleinen Städtchen nahe Heidelberg. Im Sommer 2017 besuchten WIR die frisch gebackenen Hausbesitzer, die uns ihr Traumhaus präsentierten.

Der Hausherr persönlich holte uns vom Bahnhof in St. Leon-Rot ab und chauffierte uns zu seinem neuen Zuhause. Wir waren neugierig, denn wir kannten das Haus der Westermanns nur von Fotos aus der Bauzeit, die Volker und Iris Westermann regelmäßig auf Facebook gepostet haben. St. Leon-Rot ist ein beschaulicher Ort mit süddeutschem Charme. Ähnlich ruhig ist die Straße mit vielen Neubauten, in der Volker Westermann direkt auf sein Haus zusteuerte. 2012 zogen die Westermanns von München nach St. Leon-Rot. Iris Westermann fing gerade einen neuen Job in Heidelberg an und Volker Westermann ist als Selbstständiger in der Medienbranche ohnehin örtlich flexibel. Außerdem ist er hier ganz in

der Nähe aufgewachsen, verrät er uns. Doch es war Iris Westermann, der die Gegend so gut gefiel, dass sie hier dauerhaft leben wollte. „In dem kleinen Dörfchen hier sind die Leute nett, ich hatte einen Job in Heidelberg und im Februar beginnt bereits der Frühling“, schwärmt sie.

Doch zunächst wohnten die beiden zur Miete mit drei Treppenstufen vor der Tür. Eine ausreichend große Küche und ein zusätzliches Arbeitszimmer fehlten auch. Volker Westermann träumte von einer gut geschnittenen Küche, um die Menüs für *kochen inklusiv*, für die Supermarktkette CAP-Märkte oder für seine Kochshows konzipieren zu können. Iris Westermann begann ihre Doktorarbeit und wünschte sich ein eigenes Arbeitszimmer, wo sie ihre Unterlagen auch mal liegen lassen konnte.

Wir glaubten an unsere Idee

Ein barrierefreies Eigenheim ist nicht nur eine Frage persönlicher Vorlieben oder der Kreditzinsen. Das lernten die Westermanns schnell. Trotz fehlender Erfahrung sind alle Planungen gut gegangen und die Westermanns sind mit dem Ergebnis sehr zufrieden. „Auch wenn es manch-



Entspannt im neuen Heim: Iris und Volker Westermann mit Hund Gnocchi

mal schwierig wurde: Wir glaubten an unsere Idee, und gingen den Hausbau an, wie wir eigentlich alles Neue angehen“, fasst Volker Westermann zusammen. Mit dieser Lebensphilosophie haben sie für Pannen am Bau Lösungen gefunden, sich über kleine Erfolge gefreut und gefeiert. Zum Beispiel wurden die Küchenmöbel geliefert, bevor der Küchenraum fertig gebaut war. Eine Katastrophe, dachte sich der Küchenchef zunächst. Doch Handwerker sei Dank – am Ende stand alles so, wie es gedacht war. Volker Westermann nahm den größten Nudeltopf, den er hatte, kochte dazu drei Kilogramm Sauce Bolognese und lud die Handwerker zum Essen ein.

Wir sind die Neuen

Auch mit den Nachbarn gibt es ein herzliches Miteinander. Die gute Nachbarschaft fing bereits beim Richtfest an, zu dem die Westermanns alle eingeladen hatten. Auf den Einladungskärtchen stand: „Wir sind die Neuen.“ Und die Nachbarn kamen, neugierig auf die Westermanns, dazu Freunde, der Pfarrer und der Posaunenchor von Vater Westermann. „Unsere Nachbarn sind für uns eine große Unterstützung, denn aus dem Rolli heraus die Mülltonne an die Straße zerren oder Laub fegen, das ist für uns schon ein ganz schöner Aufwand“, erklärt Volker Westermann. Offenheit und Herzlichkeit sind ein gutes Rezept, bestätigte uns ein Nachbar, der während unseres Redaktionsbesuchs zum Feierabend-Bier vorbeischaute und nach dem nächsten Sauna-Sonntag fragte, zu dem die Westermann gerne einladen.

Natürlich interessierte uns die Küche, ein Herzstück jeder Wohnung oder jedes Hauses, gerade wenn man bei einem Koch zu Besuch ist. Wir besichtigten eine offene Wohnküche mit Kochtresen. Damit hat sich Volker seinen langersehnten Wunsch erfüllt. „Ich bin nicht gerne der abgeschottete Gastgeber im Hintergrund. Ich mag es lieber, wenn meine Gäste mit am Tresen sitzen und auch mal abschmecken“, erzählt er. „Das Kommunikative, das ich auch in meiner Kochsendung so schätze, wollte ich auch gerne zu Hause haben.“ Hier in der Küche entstehen nun die Rezepte und die Tutorial-Videos für die Cap-Märkte, für die Volker Westermann Gerichte entwickelt.

Das Kochen überlässt Iris Westermann gerne dem Küchenchef. Sie liebt Backen – von Plätzchen bis Kuchen. In einem absenkbaarem Küchenschrank hat sie ihre Backutensilien stets griffbereit verstaut. Beim Backofen verschwindet die Backofentür vollständig, wenn man sie öffnet. „Das nennt sich slide and hide und ist sehr praktisch, denn wir kommen mit dem Rollstuhl viel besser an den Backofen ran und können das Kuchenblech oder den Braten einfacher herausnehmen“, erklärt sie.



Volker Westermann liebt bunte Hemden und zeigt uns seine Sammlung.



Hier am heimischen Computerterminal schneidet der gelernte Cutter u. a. seine Kochfilme.



Unser Gastgeber bereitet den perfekten Latte Macchiato zu.



Mit einer App kontrolliert der Hausherr seinen Stromverbrauch.



Iris Westermann liebt Rosen und kann endlich im eigenen Garten werkeln.

Assistenz oder smartes Wohnen?

Auch wenn Volker Westermann gern traditionell kocht – bei Hausinstallationen setzt er auf smartes Wohnen, was das Handling vom Rollstuhl aus wesentlich vereinfacht. Ob Heizung oder Rollos: Mit der entsprechenden App auf dem Smartphone kann er die Heizung an- und ausstellen, die Sauna vorheizen oder die Rollos runterziehen. „Mir reicht ja oft ein Schalter, den ich einfach drücken muss, aber Volker kontrolliert sogar unseren Energieverbrauch per App“, lacht Iris Westermann.

Die Westermanns sind in der deutschen Behinderten-Community keine Unbekannten. Nicht jeder war überzeugt von der Eigenheimplanung und tat das auch offen kund. „Dass sich zwei Leute mit Glasknochen auf dieses umfangreiche Projekt einließen, mussten wir auf Facebook lesen“, erzählte Volker Westermann. „Aber wir sind nicht so‘ ne Bedenkenträger, das verstehen manche nicht.“ Iris Westermann hat manche Anfeindung, die sie während der Bauzeit erfahren haben, sehr beschäftigt. „Es ist uns klar, dass viele Menschen mit Behinderung um eine eigene barrierefreie Wohnung oder einen Assistenzdienst kämpfen, um möglichst selbstbestimmt wohnen zu können“, sagt sie. „Aber auch wir haben unseren Baukredit durchgerechnet und das als Selbstständiger und Doktorandin, eigentlich ist das etwas völlig Normales.“

Selbstständigkeit und Unabhängigkeit sind den beiden immer wichtig gewesen. Auch das neue Haus muss diese Unabhängigkeit weiterhin möglich machen, denn die Westermanns leben weitgehend ohne Assistenz. „Das hier ist unser Zuhause, hier wollen wir möglichst selbstständig leben und alt werden.“

Ursula Rebenstorf

Selbsthilfe im Wandel

Wege zu einer inklusiven Selbsthilfe-Kultur

Wie inklusiv ist eigentlich die Gesundheits-Selbsthilfe? Dazu gibt es bislang keine Daten, aber eine Reflexion über Zugangswege und -barrieren in der Selbsthilfe scheint an der Zeit. Selbsthilfe lebt in der Unterstützung von Betroffenen für Betroffene (Peer-Prinzip) und hat den umfassenden Anspruch, Menschen in ihren Teilhabe-Rechten und Teilhabe-Fähigkeiten in allen Lebensbereichen zu bestärken. Daher sollte diese Form der solidarischen Unterstützung nach dem Peer-Prinzip wirklich allen Menschen offenstehen und niedrigschwellig zugänglich sein – beim Wort genommen schwellenfrei wie auch übertragen bei der Angebotsgestaltung und Angebotsausrichtung.

Selbsthilfe: Ich will hier rein

Mein Praxistest als Rollstuhlnutzerin zeigt allerdings: Inklusion in der Selbsthilfe ist nicht selbstverständlich. Oft genug gibt es Probleme, wenn ich Berliner Selbsthilfeangebote, Kooperationspartner oder Beratungsstellen besuchen möchte. Wie kann ich barrierefrei mit dem ÖPNV anreisen? Komme ich überhaupt hinein in das Gebäude, ist ein (ausreichend großer) Aufzug vorhanden? Muss Unterstützung organisiert werden, weil vielleicht schwere Türen zu öffnen sind, der Schlüssel zur „Hintertür“ benötigt wird oder ein Hublift nur vom Fachpersonal bedient werden kann? Sind Aufzug oder Hublift gerade funktionsfähig? Gibt es eine behindertengerechte Toilette?

Dies ist Teil meiner ganz alltäglichen Zugangsroutine, wenn ich Selbsthilfe-Angebote in Berlin besuche. Eine selbstbestimmte Nutzung/Zugänglichkeit in der „allgemein üblichen Weise ohne fremde Hilfe“ ist bislang das i-Tüpfelchen, das nur selten erreicht wird. Weitere plakative Beispiele für diese strukturellen Barrieren beim Zugang zur Selbsthilfe sind für Sehbehinderte nicht barrierefreie Webseiten, fehlende Vorkehrungen für Hörbehinderte oder fehlende Informationsmaterialien in Leichter Sprache für Menschen mit Lernschwierigkeiten.

Systematisch betrachtet zeigt sich: Bislang ist Selbsthilfe oft an einer bestimmten Gruppe von Behinderungen oder chronischen Krankheiten orientiert: Selbsthilfe für Sehbehinderte richtet sich gut auf die Bedürfnisse sehbehinderter Menschen aus, Selbsthilfe für Hörbehinderte trifft gute Vorkehrungen für Menschen mit Hörschwierigkeiten etc. Dies ist im Alltag der Selbsthilfe mit

ihren knappen personellen und finanziellen Ressourcen oft schwierig genug zu realisieren. Also residieren beispielsweise Vereine für Hörbehinderungen, Sucht- oder psychische Erkrankungen im ersten Stock ohne Fahrstuhl und mobilitätseingeschränkte Menschen haben ein Problem, wenn sie diese Angebote nutzen wollen. Oder Menschen mit Hörschwierigkeiten können keine Veranstaltungen zu Muskelkrankheiten, Diabetes oder Krebs besuchen, weil Verstärkeranlagen, Schrift- und Gebärdensprachdolmetscher noch nicht selbstverständlich sind. Oder Bewegungs- und Sportangebote sind für sehr schwer oder „zu leicht“ eingeschränkte Menschen nicht nutzbar. Selbst große Selbsthilfe-Strukturen können also Inklusion bislang nur teilweise umsetzen.

Inklusive Selbsthilfe als Chance

Dies zu ändern, ist eine Frage der bestehenden Teilhabe-Rechte der betroffenen Menschen und Teil unserer Verantwortung als Organ der Zivilgesellschaft in Berlin. Es ist für die Weiterentwicklung der Selbsthilfe und Selbstvertretung schlichtweg auch eine Frage von größeren Zielgruppen und mehr Mitstreiter*innen. Darüber hinaus ist ein inklusiver 360-Grad-Blick aber auch eine Frage der Haltung, die uns in unseren eigenen Selbsthilfe- und Selbstvertretungs-Zielen weiterbringen wird: Wenn wir darüber nachdenken, welche Schritte uns einer wirklich inklusiven Selbsthilfe-Kultur näher bringen, werden wir uns in unseren übergreifenden Zielen wie einem barrierefreien Gesundheitswesen, einer guten Hilfsmittelversorgung oder einem inklusiven Arbeitsmarkt besser fokussieren können und damit mehr Wirksamkeit erlangen.

Inklusive Selbsthilfe als Prozess

Inklusive Selbsthilfe beginnt daher bei Fragen der Bewusstseinsbildung, bei der barrierefreien Ausgestaltung der Angebote und bei Informationen und geht bis hin zur Schulung der ehren- und hauptamtlichen Mitarbeiter*innen im Umgang mit Menschen verschiedener Behinderungen und Menschen mit Mehrfachbehinderungen. Die Mitarbeiter*innen sollten sowohl über das nötige Wissen als auch über die Kommunikationskompetenz und Sensibilität verfügen, um beispielsweise in einem Verein für Muskelerkrankungen auch Menschen mit Lern- oder Hörschwierigkeiten gut beraten und unterstützen können.



Gerlinde Bendzuk

Inklusion geht aber darüber hinaus: Wichtig ist auch die Sensibilisierung der Selbsthilfeorganisationen und -gruppen gegenüber Menschen, die durch Merkmale wie multikultureller Hintergrund, Religion oder sexuelle Orientierung bislang in ihrer Teilhabe an Selbsthilfe-Angeboten eingeschränkt sind.

Diese „Selbsthilfe für alle“ ist zweifelsohne eine Herkulesaufgabe. Aber wie in der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung bei der Umsetzung von Inklusionsansprüchen wird diese Herausforderung zu bewältigen sein, wenn wir die Umsetzung von Inklusion in der Selbsthilfe als längerfristigen Prozess in einer systematischen Umsetzungsstrategie mit gemeinsamem Handeln begreifen.

Inklusion geschieht nicht von allein und geht vor allem gemeinsam leichter. Vielfältige Nachfragen bei der Landesvereinigung Selbsthilfe Berlin zeigen: Die Selbsthilfe-Organisationen und -gruppen haben die Herausforderung oft schon erkannt und sind jetzt bereit, sich inklusiver zu entwickeln. Dabei wünschen sie sich in verschiedenster Art und Weise Unterstützung auf dem Weg zu einer inklusiven Selbsthilfe-Kultur, um sich den anderen und noch größeren Gruppen zu öffnen.

Das Projekt Selbsthilfe inklusiv

Die Landesvereinigung Selbsthilfe Berlin hat deshalb mit Förderung der gesetzlichen Krankenkassen im Land Berlin das Projekt „Selbsthilfe inklusiv“ gestartet: Niedrigschwelliger und offener Zugang zur gesundheitsbezogenen „Selbsthilfe für alle“ wird zum erklärten Ziel der Berliner und Brandenburger Selbsthilfe. Mit diesem Projekt sollen die Beteiligten dabei unterstützt werden, die Notwendigkeit und die Vorteile einer inklusiven Angebotsgestaltung zu erkennen, Inklusionsbarrieren zu analysieren und zu reflektieren und Umsetzungs- und Maßnahmenpläne mit entsprechenden Prioritäten herzu-leiten. Ein Vorteil dieses Projekts ist es, mit dem behinderungs- und krankheitsübergreifenden Ansatz der Teilnehmer*innen gegenseitige Lerneffekte zu beschleunigen. Zudem werden sich strategische Allianzen zwischen den Selbsthilfe-Akteuren herausbilden.

Im Projekt Selbsthilfe inklusiv werden aktuelle Ratgeber zur Inklusion und zur baulichen und kommunikativen Barrierefreiheit gebündelt, Bedarfe zum benötigten Inklusions-Wissen erhoben und Selbsthilfe-Organisationen und -gruppen zur inklusiven Organisationsentwicklung, zur barrierefreien Gestaltung von Veranstaltungen und zur Öffentlichkeitsarbeit inklusiver Internetauftritte und sozialer Netzwerke beraten. Wir führen für die Teilnehmer*innen eine Verweisberatung zu Kompetenzzentren und spezialisierten Agenturen bei der inklusiven Gestaltung der Angebote durch. Dabei werden wir natürlich gerne auf die Kompetenz von Kooperationspartnern wie der Fürst Donnersmarck-Stiftung zurückgreifen. Darüber hinaus vermitteln wir Gebärdendolmetscher*innen, Schriftdolmetscher*innen und Kommunikations-Assistent*innen für die anfragenden Vereine und Gruppen. Schließlich werden wir im Frühsommer 2018 eine Fachveranstaltung organisieren, mit Themen wie Zugänglichkeit verbessern, Neue Zielgruppen gewinnen, Fördermöglichkeiten und Evaluation von Inklusion.

Vereine und Gruppen der Berliner und Brandenburger Selbsthilfe sind herzlich eingeladen, sich zu informieren und zu beteiligen.

Gerlinde Bendzuk
*Vorsitzende der Landesvereinigung
 Selbsthilfe Berlin e. V.*

Kontakt:

Rico Gersten, Landesvereinigung Selbsthilfe Berlin e. V.

Tel.: 030 - 27 87 56 90

E-Mail: gersten@lv-selbsthilfe-berlin.de

Link: lv-selbsthilfe-berlin.de/ueber-uns/projekte

Eine ganz besondere Kunstführung

Draußen regnet es in Strömen und trotzdem trifft sich eine beachtliche Gruppe Kunstinteressierter, rund 15 Teilnehmende, davon fünf im Rollstuhl, im Eingangsbereich des Bode-Museums. „Kunstvermittlung für Menschen mit besonderen Bedürfnissen“ nennt sich die Veranstaltung heute. Aber als sie 1998 mit Eröffnung der Gemäldegalerie ins Leben gerufen wurde, nannte sie sich „Kunst macht mobil“ und dieses Motto gefällt allen Teilnehmenden viel besser. Diese besonderen Kunstführungen, die mit ihrer außergewöhnlichen Rücksichtnahme auf Kunstinteressierte mit Mobilitätseinschränkungen schon immer Pioniercharakter hatten, werden initiiert von den Staatlichen Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (Abteilung Bildung, Vermittlung und Besucherdienste) und hervorragend geleitet von der Kunsthistorikerin Elisabeth Schielzeth.

Heute geht es im Bode-Museum um byzantinische Kunst und so erhalten wir zu Beginn eine kurze geschichtliche Einführung zu Konstantinopel und dem byzantinischen Reich. Auf dieser Grundlage sind beispielsweise die unterschiedlichen Christusdarstellungen und Ikonen viel besser zu verstehen. Elisabeth Schielzeth legt dabei Wert auf eine sehr differenzierte Betrachtung

auch von Details. Allen aus der Gruppe ist es möglich, diese Betrachtung nachzuvollziehen, da für die Führung volle zwei Stunden zur Verfügung stehen, sodass alle mit Ruhe an den Kunstwerken vorbeifahren oder -laufen können. Diese längere Führungsdauer ist zum Beispiel auch hilfreich, wenn insbesondere für Teilnehmende im Rollstuhl Zeit für Fahrstuhlfahrten eingeplant werden muss.

Diese Führungen gibt es einmal im Monat mittwochs von 11.00 bis 13.00 Uhr. Es werden im Wechsel die Alte Nationalgalerie, die Gemäldegalerie und das Bode-Museum besucht. Alle Kunstinteressierten sind eingeladen teilzunehmen. „Jeder ist uns willkommen“, sagt eine begeisterte Teilnehmerin zum Abschluss.

Informationen zu diesen Führungen gibt es über den Infoservice der Staatlichen Museen, Abteilung Bildung, Vermittlung, Besucherdienste, service@smb.museum, Tel. 030 266 424242 (Mo–Fr, 9–16 Uhr), www.smb.museum. Um Anmeldung wird gebeten, da die Teilnehmerzahl begrenzt ist. Für je eine Begleitperson sind der Eintritt und die Führungsgebühr frei.

Christine Busch



Elisabeth Schielzeth von „Kunst macht mobil“ erklärt ihren Besuchern die Exponate des Bode-Museums.

Besuch in Wien im 300. Geburtsjahr von Kaiserin Maria Theresia

Unseren letzten Auslandsurlaub verbrachten wir in Wien. Die Stadt ist verkehrstechnisch außerordentlich gut organisiert – länger als fünf Minuten wartet mensch nie auf Tram oder Bus! Wien hat so viel Interessantes zu bieten, dass keine Langeweile aufkam. Dieses Jahr ist zudem das 300. Geburtsjahr von Kaiserin Maria Theresia aus dem Geschlecht der Habsburger. Spät nachts erreichten wir die zentral und sehr ruhig gelegene Pension Baltic, die leider nur über eine hohe Treppe zu erreichen ist. Mein Partner trug den Rollator hoch.

Beim Spaziergang am ersten Tag hatten wir die menschlich berührendste Begegnung in diesem Urlaub: mit Christine Cote am Büchertausch-Stand Josefstadt. Sie ist mit öffentlicher Unterstützung „Wächterin“ des Stands und stempelt in neu eingestellte Bücher „Kein Verkauf“, damit umliegende Antiquariate sie nicht verkaufen. In Deutschland werden Tauschstände bisher nur demoliert. Wir unterschrieben ihre Protestliste mit dem Kommentar: „Empört!“ Christine empfahl mir gute Bücher für diese Woche. Dadurch lernte ich die Aktion „Eine Stadt. Ein Buch“ kennen, die es auch in Berlin gibt. Seit 2010 wird jedes Jahr ein Buch in einer 100.000-Stück-Auflage gedruckt und frei verteilt, in diesem Jahr ein Jugendbuch des bemerkenswerten Syrers Rafik Shami.

Später entdeckten wir eine kleine Grünfläche, von denen es in Wien viele gibt, und zwar den Park Schönborn. Er liegt direkt hinter dem Volkskundemuseum. Am

anderen Ende des Parks ist ein öffentliches Behinderten-WC zu finden, in dem der Klositz sich vorm Benutzen ganz kurios-langsam herunter dreht. Auch im Volkskundemuseum gab es ein Behinderten-WC. Toll! Dieser Park und das Museumscafé wurden unsere Ruhebasis in dieser Woche. Am Sonntag fielen uns die vielen Familien mit kleinen Kindern auf, die zwischen den abwechslungsreich-schön-verzierten Häusern entlangzogen. Die Einbahnstraßen sind eng und beidseitig beparkt, dadurch fast ohne Autolärm. Wien fühlte sich für mich deshalb nicht so erdrückend an wie Berlin.

Ungemütlich war der Versuch am zweiten Tag, in einer Privat-Ordonanz einen Arzttermin zum Nachbestellen von Medikamenten zu bekommen. Ich sollte 150 Euro zahlen! Trotz Europäischer Krankenkassenkarte gab es kein Pardon: Ich wurde zum nächstliegenden Krankenhaus geschickt. Zum Glück ging es dann auch ohne neue Tabletten. Ärzt*innen im Ausland sollen sich trotz Foto auf der Krankenkassenkarte regelmäßig querstellen, erfuhr ich später auf Nachfrage.

Von den diesjährigen 14 Sonderausstellungen zu Maria Theresia besuchten wir eine im Schloss Schönbrunn, dem Sommerwohnsitz der Habsburger-Dynastie. Nicht an der Hauptkasse, sondern direkt in der Kaiserlichen Wagenburg Wien zahlten wir normal-ermäßigten Tarif. Hier sind die verbliebenen der ursprünglich 600 Kutschen der Habsburger geparkt. Die Sonderausstellung hieß „Frauenpower und Lebensfreude“, hatte aber lediglich viel Power und nur wenig Freude. Es ging um Machtdemonstration pur, als Frau und überhaupt. Beeindruckend gleich am Anfang: der Gala-Tragesessel Maria Theresias. In ihm wurde die Herrscherin, Mutter von 16 Kindern, als Hochschwangere zu Zeremonien getragen. Auf einem Bild mit den zehn überlebenden Kindern und dem Gatten sehen die Söhne die Mutter an, die zudem die Insignien der Macht trägt: Zepter und Reichsapfel. Maria Theresia lernte erst mit 24 Jahren als Kaiserin das Reiten. Es wurde ihr Hobby. Die „Erste Dame Europas“ wurde – als durch Geburt Herrschende – im Damensattel dargestellt. Die Zarin Elisabeth Petrowna von Russland, die die Herrschaft mit Gewalt errungen hatte, wurde in Uniform mit Männersattel gegenüber gestellt.



Heike Oldenburg
im Park Schönborn



Palmenhaus



Fontäne im Park Schönborn

Ist das Repräsentieren entspannend?

Die prächtigen Kutschen mit bis zu sechs Pferden davor waren bis ins 20. Jahrhundert das einzige, was das Volk von den Beherrscher*innen zu sehen bekam. Die Wagenkästen wurden von berühmten Architekten und Hofkünstlern hergestellt. Besonders gefallen hat mir der kleine Kinderwagen von Prinz Rudolf, in dem die seidigen lindgrünen Bezüge der Bänke ganz abgewetzt waren. Der Krönungswagen wirkte einfach nur pompös. Schön fand ich das nicht mehr. Auch die prächtigen Schlittenfahrtwagen wirkten eher angestrengt-respräsentativ als nach der im Titel angekündigten Lebenslust. Der große schwarze Leichenwagen, erbaut 1876 ausschließlich für gekrönte Mitglieder des Kaiserhauses, hat mich beeindruckt. Heute würde mensch kitschig dazu sagen. 1989 wurde er letztmals verwendet.

Nach einem Spaziergang im Park fanden wir den Weg ins über 100 Meter lange Palmenhaus aus späthistorischem Eisengerippe mit Glas. Hier hatten wir freien Eintritt. Es lagen Holzbohlen bereit, um die kleine Stufe am Eingang bei Bedarf überwindbar zu machen. Die

Vögel klangen so schrill, dass mein Partner meinte, sie seien elektronisch eingespielt. Auch Froschquaken drang hin und wieder durch. Nach längerem Sitzen wurde uns etwas kühl und wir wechselten in das faszinierende Wüstenhaus im Sonnenuhrhaus von 1904 nahebei. Hier gefällt zuerst das Behinderten-WC rechts am Eingang. Den Schlüssel hat die Toilettenfrau. Der Eintritt war auch hier frei für uns. Völlig begeistert waren gleich am Anfang die „rötlichen Saugbarben“ in dem Becken, in das ich die Hand hineinstecken konnte. Woher diese für Therapie bei Hautkrankheiten eingesetzten Fische wohl wussten, dass da eine Hand ankam? Sie waren sofort punktgenau da und nuckelten an der Haut herum – ein witziges Gefühl!

Die Einzelwesen in diesem Lebensraum mit zu wenig Wasser und zu viel Sonne haben über Jahrtausende ihren speziellen Anpassungsweg gefunden. Oft kommen über Kontinente hinweg und ohne Verwandtschaft dieselben Umgangsweisen vor, zum Beispiel zwei Schlangenarten, die die Hitze mit Seitwärtsbewegungen austricksen. Viele Wüstentiere gehen zu Ruheperioden unter die Erdoberfläche mit bis zu 65 Prozent höherer Luftfeuchtigkeit. Mit Helligkeit, wachsähnlichen Einlagerungen im



„Vermehrt Schönes!“

Graffito in Wien

Stift Klosterneuburg

Außenskelett, dicken Hornschuppen oder dichten Wollhaaren, die vor beiden Extremen schützen, überleben viele Tiere. Pflanzen haben oft dicke, fleischige Blätter.

Wir entdeckten den Hinterausgang des Parks in der Nähe der Haltestelle „Hietzing“, wo viele Trams und die U2 fahren. 60 Prozent der Trams sind neu, ich sah nur sehr wenige alte Wagen im Einsatz. Die U-Bahnen gibt es erst seit 40 Jahren, knapp die Hälfte der Fahrzeugflotte sind erneuert worden. Seit 1990 wurden überall Lifte eingebaut. Bei beiden Fahrzeugarten steht ein Rollstuhlzeichen im Display, wenn der nächste einfahrende Wagen berollbar ist.

Am dritten Tag wollten wir entspannen und taten dies auf der innerstädtisch gelegenen Insel Gänsehäufel. Von der Haltestelle „UNO-City“ der Linie U1 ging es durch eine Unterführung in 30 Minuten Fußweg auf die Insel. Auf dem Weg entdeckten wir graue, 70 Zentimeter große Karpfen unter einer Brücke. Mit freiem Begleiter für ermäßigt 4,10 Euro hatten wir Zugang zu einem riesigen Strandbad. Wie ich später hörte, gibt es wohl eine taugliche Behindertenrampe ins Wasser in Eingangsnähe und laut Plan zwei behindertengerechte Toiletten, die aber wohl „in Überarbeitung“ seien. Wir gingen in

dem „Lebensraum der Sinne“ gleich in die FKK-Region. Wie im Stadtbild recht häufig, sahen wir auch hier einen anderen behinderten Badegast mit einem Liegerad. Den ganzen Tag abhängen und lesen in der Sonne taten gut. Es gab sogar eine kleine Sauna in diesem Strandbad. Am Ausgang konnten wir uns noch unter Bäumen mit unserem üblichen Qigong erfrischen.

Am folgenden Tag suchte ich vormittags spontan die Psychiatrie im „Allgemeinen Krankenhaus der Stadt Wien“ auf. Die Psychiatrie liegt nach links ganz hinten, im allerletzten Gebäude – abgeschoben in Randlage, wie schon seit Jahrhunderten – immerhin innerhalb der Stadt. Als ich mich auf die Suchtstation verließ, überraschte mich an der Wand „unser“ Wilhelm Busch: „Hans Huckebein – der Unglücksrabe“, mit dem Ausschnitt, der Huckebein den Likör mit fatalen Folgen genießen lässt. Die Frau, die ich besuchen wollte, hatte leider keine Zeit.

Ein Abstecher zum Wiener Zentrum Selbstbestimmtes Leben

Am Nachmittag hatte ich einen Termin bei BIZEPS – Zentrum für Selbstbestimmtes Leben. Der Name stamme aus der Anfangszeit, als sich Menschen mit Muskelerkran-

kung 1992 zusammen getan hatten. Alle Menschen mit Behinderungen, egal welcher Ausprägung, und Angehörige werden beraten. „Bei uns stehen die Menschen im Vordergrund, wir sind bemüht, alle zu unterstützen“, sagte meine Gesprächspartnerin und betonte, es sei „wichtig, sich gegenseitig solidarisch zu verhalten“. Der Flyer ist in „Einfacher Sprache“. Alle in der Beratung tätigen Mitarbeiter*innen sind selbst behindert. Statistisch erfassen sie, wie viele Männer, Frauen und Organisationen sie beraten, nicht aber, wie viele von welcher Behinderungsart. Menschen mit psychischen Gesundheitsproblemen würden zwei anderen Organisationen – inzwischen zum Teil ebenfalls mit Beratung durch Betroffene – weitervermittelt.

Zwei Fragen hatte ich noch: Meine Vermutung, dass mir im Wiener Verkehrssystem weder mein deutscher Behindertenausweis Freifahrt verschafft noch mein Partner über mein „B“ umsonst mitfahren darf, stimmte leider – sehr schädlich für den Tourismus. Bemerkenswert fand ich die Ansage in den Wagen: „Bitte seien Sie achtsam – es könnten andere Ihren Sitzplatz benötigen.“ Sie hat mit uns Menschen mit Behinderungen nichts zu tun, aber mir wurde in den Öffentlichen immer so „achtsam“ begegnet, dass die Menschen den Spruch durchaus wahrzunehmen scheinen.

Maria Theresia und das sakrale Österreich

Danach haben wir nur noch den Park und das Museums geschafft. Das interessante Logo des Museums ist ein Vogel mit menschlichem Brustgesicht, der sich selbst „bei der Nase nimmt“. Es handelt sich um die Darstellung einer populären, barocken Selbsterkenntnis-Redensart als Schlittenkopf. Die Oberinntaler Getäfelstube mit diagonalen Anordnung von Tisch und Ofen von 1700 habe ich heute ebenfalls entdeckt. Sie war bis 1850 in Tirol verbreitet. Die Stube ist in ihren durchweg warmen braunen Holztönen der Inbegriff ländlicher Behaglichkeit, in der sich mensch wohl-geborgen fühlen konnte.

Am letzten uns verbleibenden Tag entschlossen wir uns spontan, zum nordwestlich vor den Toren Wiens gelegenen Stift Klosterneuburg hinaus zu fahren, um eine zweite Ausstellung über die Kaiserin „Maria Theresia und das sakrale Österreich“ anzuschauen. Wir kämpften uns von der Bushaltestelle einen hellen Schotterweg zum Stift hinauf, um dann dort zu erfahren, dass es in der Autoeinfahrt einen Lift gegeben hätte! Es wäre wirklich toll, wenn es in Zukunft ein entsprechendes Hinweisschild unten am Weg geben würde. Die Zugänglichkeit des Stifts von außen her hat sich mir nicht erschlossen. Laut Netz wird auf die alten Pflastersteine auf dem Stiftsplatz hingewiesen. Es wäre toll, wenn der Denkmalschutz hier

durchbrochen werden könnte und über den Stiftsplatz eine schmalspurige Plattenverlegung möglich wäre, wie in Rheinsberg auch. Schön war beim Erreichen des Stifts der sofort wahrnehmbare, angenehm erfrischende Wind auf dem bergig gelegenen Stifftang.

Wien ist insgesamt eine sehr teure Stadt: Die Ermäßigung für Schwerbehinderte war hier mäßig: nur ein Euro weniger als normale Besucher*innen. Aufgrund der WIR erhielt ich als Journalistin freien Eintritt. Noch nie bin ich so erschöpft von den massiven Anstrengungen der vergangenen Woche gewesen wie bei diesem Museumseintritt. Ich vergaß sogar, dem netten Öffentlichkeitsarbeiter von meiner Königinnen-Reihe in der WIR zu erzählen. Ebenfalls noch nie war ich nur eineinhalb Stunden später, nach dem Gang durch die Schatzkammer und die Kaiserräume des Stifts, so dermaßen erholt, so angenehm kühl war es in den Stiftsmauern!

In der Sonderausstellung „Kirche, Kloster, Kaiserin“ wurden meisterhafte barocke Textilkunstwerke, gestiftete Bischofsmäntel für große Anlässe und Andachtsbilder gezeigt. Letztere sind aus Wachs, mit einem voluminigen kunstvollen Gespinnst aus Gold- und Silberdrähten plus Glassteinen, Perlen, Vogelfedern und Buntpapier, in „Geduldsarbeiten“ in Frauenklöstern umspinnen. Bei vielen Messgewändern wurden Stoffe aus Ballkleidern zweitverwertet. Der Kaiserin wird der Ausspruch zugeschrieben: „Wer stickt, sündigt nicht.“ Sie stickte wohl gern gemeinsam mit ihren Töchtern. Auf den von ihr gestifteten Umhängen steht ein persönlich aufgestickter Namenszug.

In den Kaiserräumen werden die Hofwallfahrten an das Grab des heiligen Leopold vom 13. bis 15. November jeden Jahres beschrieben, an denen Maria Theresia bereits als Kind teilgenommen hatte und die sie wohl stark geprägt haben. Sie empfand sich als von Gott eingesetzt und wollte den Glauben vorbildhaft leben. Bei diesen Feiern mit 300 anreisenden Personen wurden die wertvollen goldenen Leopoldi-Pfennige an alle Teilnehmenden bis hin zu den Dienstboten überreicht.

Heike Oldenburg

volkskundemuseum.at
schoenbrunn.at
gaensehaeufel.at
bizeps.or.at
stift-klosterneuburg.at

Von der Hölle zum Paradies

Mit dem Boot in den Pott

Der Sommer ist zwar längst vorbei, aber diese Bootsreise im Juli/August 2017 war so beeindruckend, dass ich in der WIR davon berichten möchte. Unser Bootstörn führte uns in diesem Jahr vom idyllischen Potsdam über den Mittellandkanal mitten hinein in den Pott. Der Einwand ist berechtigt, dass Menschen, die ihren Jahresurlaub im Ruhrpott verbringen wollen, doch „einen an der Waffel“ haben müssen.

Wir, mein Mann und ich, hatten vor dieser Reise definitiv eine Menge Vorurteile, aber jetzt wissen wir besser, was im größten Ballungsraum Mitteleuropas so abgeht. Natur und Industriekultur gehen dort, zum Beispiel in Duisburg, inzwischen eine so überzeugende Symbiose ein, dass der Erholungswert nicht zu leugnen ist. Und ein wesentlicher Aspekt, die Kombination von Natur und Technik, begleitete uns überall auf dem fernen Wasserweg von Ost nach West quer durch Deutschland und wieder zurück.

Doch der Reihe nach: Zunächst berichte ich von der beeindruckenden Fahrt über die von Menschenhand

erschaffenen Trogbriicken in schwindelnden Höhen, über die Elbe nahe Magdeburg und die Weser bei Minden auf dem Mittellandkanal, Deutschlands längster künstlicher Wasserstraße. Es kommt uns vor wie Zauberei, als wir mit unserm Boot, der Freya, erst über die Elbe und dann über die Autobahn A9 in der mit Wasser gefüllten Trogbriicke fahren. Wir fliegen scheinbar und sind dem Himmel so nah.

Der Mittellandkanal ist sage und schreibe 325 Kilometer lang, wobei lang nicht gleichzusetzen ist mit langweilig. Dieser Kanal ist die wichtigste Verbindungsstrecke zwischen Berlin und dem Ruhrpott. Er geht mitten durch die norddeutsche Tiefebene. Wir bewundern die vielfältige Pflanzenwelt, an der wir tagelang vorüber schweben, und genießen die zahlreichen beeindruckenden Blicke ins fruchtbare Land, seine dichten Wälder und die unzähligen Ortschaften und Städte, die am Kanal liegen.

An den Autotürmen Wolfsburgs ziehen wir genauso vorbei wie an den malerischen Seiten von Hannover.



Architektonisch ausgefeilt: Eine Wasserstraße kreuzt den Mittellandkanal.





**Klettern in den
Industrieruinen in
Duisburg**

Wir fahren bis zum Wasserstraßenkreuz in Minden, zur bis heute optimal funktionierenden Schleuse und zur Hindenburgschleuse in Anderten, die bereits seit Kaisers Zeiten beeindruckt. Historisches verbindet sich mit Gegenwärtigem und wir profitieren heute davon.

Nachts liegen wir mit unserer Yacht, die zum Kochen und Heizen über einen Generator verfügt, an den Liegestellen unserer bundesdeutschen Wasserstraßen. Über uns ist nur die Weite des Himmels, das Wasser beruhigt die Seele. Unser Aktivurlaub macht mal ein paar Stunden Pause. Wir genießen die sanfte Bewegung von Körper und Geist. Allein das Wetter hat stündlich Neues zu bieten. Deutschlandweit herrschen im Sommer 2017 brütende Hitze, die mit überfluteten Straßen und Kellern wechselt.

Doch wir haben Glück und bewegen uns wohl immer zwischen den Tiefdruckgebieten und feuchten Luftmassen hindurch. Ungünstige Witterungsreize belasten das Nervensystem. Sie können innere Unruhe und Spannungszustände auslösen oder verstärken. Auch wir kämpfen ab und an mit Schlafstörungen, Müdigkeit und Konzentrationsschwächen. Sonne brennt nahezu täglich aufs Haar, die Hitze drückt aufs Hirn. Aber meistens tragen wir ein Lächeln im Gesicht, denn jeder Tag offenbart eine neue Überraschung.

Wir nähern uns unserem Ziel. Wir freuen uns auf die baldigen Bordbesuche unserer vielen Verwandten, die wir im früher so verräucherten Hot Spot NRWs haben. Der Duisburger Binnenhafen liegt für all unsere geplanten Unterfangen ideal und kommt allen Gästen gelegen. Schwestern, Tante, Onkel, Nichte und Neffe, Großnichte, Großneffen, Schwager ... Die finde ich hier weit naheliegender und reichhaltiger als verbuddelte Kohle. Glück auf! Ruhrpott wir kommen – und ja, die Zeche zahlen wir gerne!

Doch manch ein Weg erweist sich als knifflig. Etwa mein Aufstieg auf einen stillgelegten Hochofen. Früher glühte hier der Stahl bei 2000 °C, jetzt glühe ich! Ich erzähle von unserem Ausflug in den Landschaftspark Duisburg-Nord bei hochsommerlichen 30 °C: Industriegeschichte, Ökologie, Erholung, Freizeit und Kultur – der Landschaftspark Duisburg-Nord ist ein ganz besonderer Park. Den Mittelpunkt bildet die 1985 stillgelegte Meidericher Eisenhütte, die eine neue Bestimmung erhalten hat. Auf dem 180 Hektar großen Gelände sind zahlreiche Attraktionen entstanden. Kino, Konzerte, Ausstellungen sind heute gang und gäbe in den historischen Werkhallen. Wir sehen den Kletterpark in den ehemaligen Erzbunkern. Ein Gasometer bietet jetzt Gelegenheit zum Tauchen. Der Besucher kann, so wie ich, einen Hochofen besteigen oder an unterschiedlichen Führungen teilnehmen.



Ohne Gehstock ist der Abstieg ein Wagnis.

Wir ließen uns beim Besuch inspirieren und haben wieder einmal tonnenweise Vorurteile verloren. Technik, Natur und Kultur sind zu einem einmaligen Landschaftspark verschmolzen. Das Revier erwacht zu neuem Leben! Die Natur holt sich erfolgreich zurück, was ihr geraubt wurde. Es ist offensichtlich: Am Ende ist noch lange nicht Schluss. Letztendlich lässt sich das Leben nicht aufhalten, doch die Selbstheilungskräfte brauchen Zeit. Wir einge-

fleischten „Seeleute“ und jetzigen Berlin-Brandenburger konnten gar nicht genug bekommen vom Anblick der blühenden Industrieruinen. Und so unternahmen Tante Inge und Onkel Ulli mit uns, mit mir im Rolli, noch einen weiteren Ausflug in Duisburg-Meiderich.

Ein Sehnsuchtsort und Muss für alle, die unter Fernweh leiden: Das schon von weitem leuchtende Rheino-range bei Rheinkilometer 780. Diese mächtige Skulptur ist 23 Meter hoch, sieben Meter breit und einen Meter tief, sie wiegt 83 Tonnen. Damit sie nicht von Wind und Wetter davongetragen wird, kommt dazu noch ein Fundament von 400 Tonnen. Gut 24 Jahre ist die Rheino-range alt und war Deutschlands erste Landmarke. Sie erinnert an eine glühende Stahlbramme, wie sie typisch ist für hiesige Hüttenwerke. Und sie ist aus dem heutigen Duisburger Stadtbild ebenso wenig wegzudenken wie aus unseren Erinnerungen.

Jetzt ist hier bei mir „Schicht im Schacht“ und es erfolgt mein Rauswurf aus dem Paradies der Erinnerungen und Erlebnisse. Letzte Fragen bleiben unbeantwortet. Woher kommen wir und wohin gehen wir? Spekulationen sind erlaubt.

Sabine Lutz



Die Internationale Gartenausstellung 2017 in Berlin-Marzahn

An einem sonnigen Tag Ende Mai dieses Jahres besuchte ich mit meinem Assistenten Emanuel die IGA. Wir fuhren mit der U-Bahn Linie 5 bis zur Station *Gärten der Welt*, ehemals *Kienberg*. Im Eingangsbereich fanden wir schon eine Hinweistafel mit den zurzeit laufenden Veranstaltungen. Dort stiegen wir dann in die neueste Errungenschaft des ÖPNV in Berlin, die IGA-Seilbahn auf dem Seilbahnbahnhof *Kienbergpark* gegenüber dem U-Bahnhof *Gärten der Welt*. Wir überquerten den Landschaftspark Wuhletal, den Kienberg, den Erholungspark und endeten am Seilbahnbahnhof *Gärten der Welt*. Eine derartige Seilbahn kannte ich bereits aus Sankt Johann in Tirol/Österreich, nur fuhr sie dort über 1000 Meter den Berg hinauf. Die Kabine ist rollstuhlgerecht, denn ich kam mit meinem verhältnismäßig großen Rollstuhl bequem in die Kabine hinein. Auf dem IGA-Gelände angekommen, suchten wir als Erstes eine Möglichkeit zum Mittagessen. Es gab auf dem Gelände insgesamt drei Restaurants, aber auch mehrere Imbissstände. Das Restaurant hatte ein reichliches Speiseangebot, von dem wir auch Gebrauch machten.

Gestärkt machten wir uns auf den Weg zur weiteren Erkundung der IGA. Dabei sahen wir uns auch die schon länger vorhandenen Gärten an: den chinesischen *Garten des wiedergewonnenen Mondes*, den japanischen *Garten des fließenden Wassers*, den balinesischen *Garten der drei Harmonien*, der in eine Tropenhalle integriert wurde, den koreanischen *Seouler Garten*, den *Karl-Foerster Staudengarten*, den italienischen Renaissancegarten *Giardino delle Boboline*, den *Christlichen Garten* und den *Orientalischen Garten*. Ich persönlich fand den letztgenannten am schönsten, weil er mich sehr an die Märchen aus 1001 Nacht erinnerte.

Mit der IGA kamen nun noch weitere Gärten dazu: Da war die *Promenade Aquatika*, die sich mit dem Thema Wasser beschäftigte. Es wurden zum Beispiel Wassergärten in verschiedenen Spielwiesen gezeigt, die von den Kindern gern zum Spielen angenommen wurden. Auch ein englischer Garten mit gra-

senden Schafen wurde gezeigt. Dazu kamen noch neun Gartenkabinette aus fünf Kontinenten. Erwähnenswert ist auch die Blumenhalle, die wöchentlich wechselnde Blumen anbot, zum Beispiel Hortensien und Rosen, und die auch das Lutherjahr thematisierte. Eine Freiluftarena mit verschiedenen Veranstaltungen bot weitere Informationen.

Die vielen verschiedenen Themengärten machen die Gärten der Welt in Marzahn zu einem vielseitigen und interessanten Ort in Berlin, wobei ich davon ausgehe, dass dort im Laufe der folgenden Jahre noch weitere Gärten entstehen werden. Im Rahmen des Rundgangs gab es auf Bänken und Liegewiesen viele Möglichkeiten zum Ausruhen. Nach Beendigung dieser Exkursion genehmigte ich mir zur Stärkung noch eine Currywurst an einem der Imbissstände und dann ging es den Kienberg hinauf. Von der Aussichtsplattform *Wolkenhain* aus wurde uns ein schöner Rundumblick auf die nähere und weitere Umgebung geboten. Mit der Seilbahn fuhren wir zum Ausgang und mit der U-Bahn zurück nach Hause.

Ronald Budach

Infos und Tickets: iga-berlin-2017.de



Tagesfahrt mit dem Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung zur IGA

Das neue Kino Delphi Lux am Zoo

Ein Kino-Fan erkundet den Umbau



Jonas Decker im Foyer des sanierten Kinos Delphi Lux



Am 6. September 2017 wurde das neue Kino Delphi Lux eröffnet. Die Eröffnungsfeier fand allerdings im Delphi Filmpalast statt, der nur wenige Meter entfernt liegt. Das Delphi Lux ist nun das 13. Kino der Yorck-Gruppe. Offiziell startete das Programm-Kino dann am 7. September 2017. Als Filmliebhaber, der sich auch mal Arthaus-Filme ansieht, habe ich das Kino besucht.

Der Eingang liegt etwas versteckt im Yva-Bogen in der Gasse zwischen der Hardenbergstraße und der Kantstraße. Gleich beim Betreten des Foyers fiel mir die gemütliche Lounge-Ecke mit den bequemen Sesseln auf, die zum Verweilen einladen. Zur rechten Seite gibt es einen Bar-Tresen, der gleichzeitig als Kasse und als Snack-Tresen fungiert. Dies führte bei manchen Kinobesuchern zu Verwirrung.

Der Foyer-Bereich wirkte auf mich modern und warm. Auch die Gestaltung mit den Holzelementen gefiel mir gut. Das Kino ist gemütlich, einladend und sehr farbenreich eingerichtet. Auch die Gänge zu den einzelnen Kinosälen sind farblich gut gestaltet.

Die sieben Kinosäle verfügen über unterschiedlich abgestimmte Lichtinstallationen und farbige Sessel. Bei Werbungsbeginn verändern sich die Lichteffekte im Raum, was sich im Namen Lux widerspiegelt. Als kleine Überraschung ist der kleinste Saal, die Luxbox, zu empfehlen, wo einige Lampen aus dem Gloria Filmopalast ein neues Zuhause gefunden haben.

Insgesamt gefallen mir die farbliche Gestaltung der sieben Säle und die Lichtstimmung sehr gut. Mit knapp 600 Sitzplätzen wirkt das Kino für mich klein und luxuriös, erinnert aber teilweise an die alten Schachtelkinos. Im größten Saal 2 fand ich die tragende Säule anfangs etwas störend. Die Umsetzung der Sesselanordnung im Saal machte den Filmgenuss aber störungsfrei.

Das Delphi Lux bietet ein vielfältiges Programm und spielt auch Originalversionen, Independent, Arthaus und Kinderprogramme.

Als Fazit kann ich sagen: Insgesamt ein sehr schön gestaltetes Kino mit gutem Preis-Leistungsverhältnis, das den tristen Yva-Bogen aufhellt. Ich werde dort bestimmt öfter vorbeischaun. Falls ihr jetzt neugierig geworden seid, schaut euch das Kino doch selber mal an.

Jonas Decker

AUSFLÜGE HELFEN GEGEN WINTERBLUES

Die Tage werden kürzer und draußen ist es kühl, da kann sich schon mal die gute Laune einrüben. Ein passender Ausflug ist hier aber ein wunderbares Gegenmittel. Das Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung hat deshalb zwei schöne Touren für Sie im Angebot:

1. Am 15.11.2017 geht es in die Springbach-Mühle bei Belzig zum Martinsgansessen. Vor und nach dem leckeren Mittagessen gibt es Gelegenheit zu einem Spaziergang entlang der Fischteiche und Wildgehege der Springbach-Mühle. Die Fahrt mit Gänseessen kostet 76,- Euro.

2. Am 02.12.2017 gibt es eine besondere Attraktion auf dem Erlebnishof Klaietow. Über 400 Huskys werden beim 1. Internationalen Schlittenhunde-Rennen zu bewundern sein. Zusammen mit dem Mittagessen kostet diese Fahrt 61,- Euro.

Haben Sie Lust, dabei zu sein? Wir würden uns freuen!

Anmeldung und weitere Informationen im Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung, Blissestr. 12, 10713 Berlin, Tel.: 030 - 821 11 29, E-Mail: reisebuero@fdst.de



In bester Gesellschaft
VILLA DONNERSMARCK

FREIZEIT BILDUNG BERATUNG – barrierefrei  **Villa Donnersmarck**

Treffpunkt für Menschen mit Behinderung

Kulturprogramm | Gruppenangebote | barrierefreies Ambiente & Gartenidylle | Kreativkurse

Fortbildungen | Beratung | Peer Counseling | Selbsthilfe

Unser Programm kommt kostenlos zu Ihnen nach Hause!

Schädestraße 9–13 | 14165 Berlin

Tel.: 030-847 187 0 | Fax: 030-847 187 23

villadonnersmarck@fdst.de

www.villadonnersmarck.de

Eins auf die Glocke

Therapeutisches Boxen – auch für Menschen mit Behinderung

Was hat Boxen mit Therapie zu tun? Eine Menge, finden WIR nach unseren Recherchen. WIR-Redakteurin Sabine Lutz hat sogar eine Probestunde in der *Physiotherapiepraxis Michél Bürkholz* in Weißensee gewagt. Neben weiteren physiotherapeutischen Schwerpunkten bietet die Praxis eine Boxtherapie an. Dieses ambulante Angebot richtet sich auch an Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen.

Therapeutisches Boxen ist ein Wagnis, eine Grenzüberschreitung, eine Expedition ins scheinbar Unmögliche und: Es ist irre und kann richtig Spaß machen. Man wird süchtig danach, findet Sabine Lutz, die an einem sommerlichen Montagmorgen in den Praxisräumen des Physiotherapeuten Michél Bürkholz im Norden Berlins ein Probetraining gemacht hat.

Mit seinen gezielt geführten Schlägen und Gegenschlägen wird therapeutisches Boxen zum Beispiel bei Behandlungen von posttraumatischen Störungen, bei Depressionen oder auch während einer Suchttherapie in psychiatrischen und psychosomatischen Kliniken eingesetzt. Michél Bürkholz hat die therapeutischen Möglichkeiten des Boxsports während seiner Ausbildung zum Physiotherapeuten für sich entdeckt. Seit Jahren boxt der ehemalige Berufssoldat selber. Beim therapeutischen Boxen verbindet er seine verschiedenen Professionen, ist Boxer und Therapeut zugleich.

„Ich kenne keinen Therapeuten, der sich selber schlagen lässt.“

Beim therapeutischen Boxen geht es darum, Wut rauszulassen, Trauer und Ärger aus tiefster Seele ins Freie zu schicken – und unabhängiger von der eigenen Krankheitsgeschichte zu werden. Das Besondere bei Michél Bürkholz: Es gibt einen direkten „Schlagabtausch“ mit ihm. Dadurch erhalten die Patienten einen ganz anderen

therapeutischen Zugang. „Es ist ein Unterschied, ob ich auf meinen Coach haue oder gegen eine Boxbirne, ersteres bereitet größere Hemmungen“, lächelt er. Von der Einfühlsamkeit des Therapeuten ist es abhängig, ob sich der Proband das traut. Man gibt dem Gegenüber fortlaufend „eins auf die Glocke“, sagt der mit allen Wassern gewaschene Trainer.

Jetzt wird es ernst: Aus heiterem Himmel treffen Schläge ein. Grundregel Nummer 1: Bei Niederlagen sollte, wer am Boden liegt, aufstehen, den Kampf wieder aufnehmen, zum Gegenschlag ausholen und weitermachen. So lösen sich Berührungängste schnell in Luft auf. Dann sitzt Schlag auf Schlag. Aber das Stehen ohne Stock ist als Multiple Sklerose-Betroffene oft schwierig. Blitzschnell greift Michél Bürkholz zu, wenn man strauchelt.

Auf den ersten Blick erscheint beim Boxen alles willkürlich. Es gibt aber klare Regeln und die lassen sich lernen. Das führt zu ungeheurem Wohlbefinden. Dranbleiben, aus Fehlern lernen, üben, einstecken, austeilen, agieren und reagieren. Das ist Boxen!

Therapeutisches Boxen steckt noch in den Kinderschuhen. Bundesweit gibt es dieses spezielle Angebot bislang nur in Berlin in der Praxis von Michél Bürkholz und in Hamburg. Noch wird diese Therapieform nicht von den Krankenkassen finanziert. Der komplizierte Werdegang ist vergleichbar mit den Schwierigkeiten und Hindernissen der Akupunktur, in der westlichen Welt Fuß zu fassen.

Die Kontrolle über den Körper kehrt zurück

Boxen als alternative Therapieform eignet sich für eine Vielzahl von Erkrankungen. Hier erwähnt seien nur angeborene oder erworbene körperliche bzw. geistige Störungen, Aggressionen, Depressionen, Burnout und Essstörungen, Querschnittslähmung, Schlaganfälle, MS



Noch sind die Boxhandschuhe ungewohnt.



Gemeinsam mit dem Profi üben: Michél Bürkholz zeigt WIR-Redakteurin Sabine Lutz, wie sie mit ganzer Kraft zuschlagen kann.



und Parkinson. Nicht unterschätzen sollte man den Nutzen für Gewaltprävention und Selbstverteidigung. Selbstbewusst und autonom auftreten, sich wehren, das kann man beim Boxen lernen und schulen. Reflexartig gehen die Schutz- und Abwehrhaltungen beim Training in Fleisch und Blut über. Das bedeutet für den Einzelnen Risikominimierung im Alltag. Bei vollem Körpereinsatz werden die Sinne geschult, Aufmerksamkeit und Achtsamkeit trainiert.

Fazit: Beim therapeutischen Boxen kann man die Grenzen des physisch Möglichen erfahren und Mut, Kraft und Lebenswillen stärken. Dadurch kann sich der eigene Aktionsradius vergrößern und Teilnahme bleibt kein leeres Wort.

Sabine Lutz
Ursula Rebenstorf

therapeutisches-boxen.de

AMBULANT BETREUTES WOHNEN LEBEN SELBSTBESTIMMT



Sie suchen eine ambulante Wohnform mit individueller Unterstützung?

Menschen mit Körper- und geistiger Beeinträchtigung, insbesondere bei schweren Beeinträchtigungen, finden bei uns differenzierte Wohnmöglichkeiten. Auf Ihren Ressourcen aufbauend entwickeln wir mit Ihnen gemeinsam einen individuellen Unterstützungsplan.

Unsere Angebote:

- Betreutes Einzelwohnen
- Wohngemeinschaften
- Trainingswohnen
- Wohnen mit Intensivbetreuung

Für Fragen stehen wir gerne zur Verfügung:

Ambulant Betreutes Wohnen
der Fürst Donnersmarc - IFTUNG
Babelsberger Str. 41, 10715 Berlin
Tel.: 030 / 85 75 77
- E-Mail: bw@fdst.de
Internet: www.fdst.de/abw

Eine Kombination aus Action und Hallenschach

Powersoccer in Deutschland

Der Ball liegt zur Ecke bereit: Ein kurzer Blick des Ausführenden, eine präzise Flanke. Schon schießt der Stürmer der angreifenden Mannschaft heran und erzielt ein sehenswertes Tor. Es handelte sich dabei um das 1:0 im Finale des Powersoccer Cups im Seehotel Rheinsberg, der am 6. und 7. Mai 2017 zum ersten Mal ausgetragen wurde. Das Turnier war eine Kooperationsveranstaltung des Seehotels, der Agentur Frontcourt und der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Insgesamt fünf Teams aus Deutschland und Österreich nahmen an dieser Debütveranstaltung teil.

Powersoccer oder – etwas genauer formuliert – E-Rollstuhl-Fußball wird zwar in Frankreich und den angloamerikanischen Ländern bereits seit den 1970er Jahren gespielt, hat aber erst in der vergangenen Dekade größere Aufmerksamkeit erreicht. Im deutschsprachigen Raum wird das Spiel seit den 2010er Jahren, in Deutschland sogar erst seit 2014 betrieben. Spielzüge über meh-

rere Stationen, spektakulär mittels Drehschuss erzielte Tore und eingeschworene, aufeinander abgestimmte Teams, die ihre Fahrwege kennen und sich blind verstehen – all das ist Powersoccer in Perfektion.

Die Regeln der Sportart sind einfach und orientieren sich an den Regeln im klassischen Fußball. Powersoccer ist ein wettkampffähiger Mannschaftssport für Menschen mit Behinderung, die einen E-Rollstuhl nutzen. „Es ist damit eine der ganz wenigen Sportarten, die auch Menschen mit sehr ausgeprägten Körperbehinderungen ausüben können“, erklärt Romy Pötschke vom SV Motor Mickten-Dresden die Besonderheit des Sports. Pro Team stehen sich vier Spielerinnen und Spieler – ein Torwart und drei Feldspieler – gegenüber und versuchen, sich durch geschickte Passstafetten und eingeübte Spielzüge vor das gegnerische Tor zu spielen, um dort den übergroßen Ball über die Torlinie zu drücken. Die verteidigende Mannschaft kann die Angriffe durch gutes Stellungs-



Aufstellung der Soccerteams vor dem Anpfiff

spiel und eindrucksvolle Verteidigungsaktionen abwehren und dadurch selbst in Ballbesitz kommen. „Der Sport ist eine Mischung aus aktionsgeladener Schnelligkeit und Taktik“, fasst Martin Ladstätter vom ASKÖ Wien die Attraktivität des Spiels zusammen. „Das Faszinierende am Powersoccer ist die Ordnung im Spiel“, ergänzt Uwe Dannenberg von den BMTV Knights Barmstedt. „Taktisch stehen den Mannschaften so viele Möglichkeiten offen – das ist eine richtige Herausforderung für die Spieler und Trainer.“

Ausgeübt wird Powersoccer in einer Turnhalle auf einem regulären Basketballfeld; zur Sicherheit sind alle Rollstühle mit Schutzgittern ausgestattet. Darüber hinaus ist der direkte Kontakt der Rollstühle miteinander laut internationalem Regelwerk der Fédération Internationale de Powerchair Football Association (FIPFA) verboten. Unbeabsichtigte Zusammenstöße zweier Athletinnen oder Athleten lassen sich dennoch nicht immer vermeiden. Deswegen begleitet jede Mannschaft ein ganzes Team aus Trainern, Betreuern und Mechanikern zu den Spielen oder Turnieren. Für die Zuschauer ergibt sich auf diese Weise eine spannende Kombination aus Action, Tempo und Hallenschach. „Nicht zuletzt ist Powersoccer ein toller Mannschaftssport, der den Teamgeist stärkt und jedem das Gefühl gibt, mit dazuzugehören“, schließt Romy Pötschke die Aufzählung der positiven Aspekte dieser Sportart ab.

Trotz dieser Vorzüge ist Powersoccer in Deutschland bislang noch nicht weit verbreitet. Bisher sind nur der SV Motor Mickten-Dresden und die BMTV Knights Barmstedt aktiv – und in Dinklage entsteht gerade eine dritte Mannschaft. Das liegt auch daran, dass die technische Ausstattung der Mannschaften ein kritischer Erfolgsfaktor ist. Die international führenden Teams verfügen über spezielle Sportrollstühle, die durch eine höhere Endgeschwindigkeit und eine größere Wendigkeit einen deutlichen Leistungsunterschied bedingen können. Da die Krankenkassen diese Rollstühle jedoch nicht finanzieren, müssen die Vereine mit ihren Spielern selbst für die anfallenden Kosten aufkommen. Die deutschen Mannschaften haben hier einen deutlichen Rückstand und es bedarf noch einiger Anstrengungen, bis diese Lücke geschlossen werden kann. Allerdings betont Martin Ladstätter, dass „das Material nur eine Seite der Medaille ist. Taktik, starker Teamgeist und exzellente Trainerinnen und Trainer sind für den Erfolg ebenso von höchster Wichtigkeit.“

Die deutschen Mannschaften stehen jedoch vordringlich vor der Herausforderung, Spielpraxis zu sammeln und sich mit Teams aus anderen Ländern zu messen. Die wichtigste Voraussetzung dafür sind regelmäßige Powersoccer-Turniere wie der Ottobock E-Rolli Fußball Cup oder eben der Powersoccer Cup im Seehotel Rheinsberg, der von allen Beteiligten als wichtiger Schritt für die Sze-

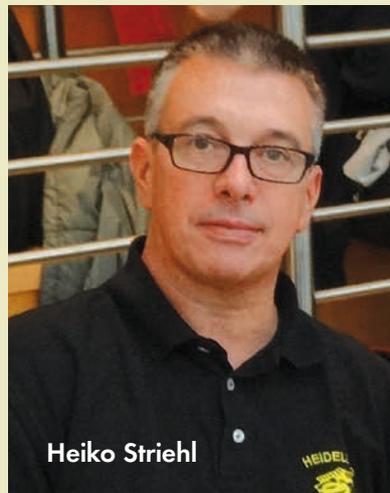


ne gewertet wurde. „Das Turnier in Rheinsberg war toll organisiert und hat riesigen Spaß gemacht“, bestätigt Uwe Dannenberg. Und Romy Pötschke ergänzt: „Die Unterbringung und die Rahmenbedingungen im Hotel waren absolut optimal und wir freuen uns auf einen neuen Versuch im nächsten Jahr.“ Gewonnen hat übrigens die Mannschaft des ASKÖ Wien, die in einem hochklassigen Finale die Knights Barmstedt mit 3:0 bezwang.

Als Sieger konnten sich jedoch am Ende alle fünf Teams fühlen. Denn bei aller sportlicher Rivalität eint sie doch ein Ziel: die Sportart Powersoccer in Deutschland und Österreich bekannter zu machen und noch mehr Spielerinnen und Spieler dazu zu motivieren, sich für den E-Rollstuhl-Fußball zu engagieren. WIR wünschen ihnen dabei viel Erfolg und werden ihren Weg aufmerksam beobachten!

Sebastian Weinert

HEIKO STRIEHL VON DER AGENTUR FRONTCOURT ÜBER SEINEN EINSATZ FÜR POWERSOCCER:



Heiko Striehl

„E-Rollstuhl-Fußball ist noch eine sehr junge Sportart in Deutschland. Ich kann mich noch gut an die Anfänge des Rollstuhl-Rugbys vor 25 Jahren erinnern, die ganz ähnlich abliefen. Ich möchte helfen, mehrere Keimzellen dieser Sportart in Deutschland zu etablieren und einen regelmäßigen Ligabetrieb zu installieren. Das soll mit Hilfe von Workshops in den bereits bestehenden E-Rollstuhl-Sportgruppen geschehen. Hierzu habe ich bereits Gespräche mit der Bundesligastiftung und dem Badischen Fußball

Verband (BFV) geführt. Die Landesverbände haben jetzt Ansprechpartner für Inklusion im Fußball und sind für dieses Thema aufgeschlossen.

In den nächsten Monaten wird ein Lehrgang mit Torpedo Ladenburg stattfinden. Hier hoffen wir auf die Unterstützung des SV Motor Mickten-Dresden sowie Trainer und Schiedsrichter aus Wien. Denn auch Trainer und Schiedsrichter für neue Powersoccer-Teams sollen in diesen Workshops ausgebildet werden. Es gibt noch viel zu tun in diesem Bereich, aber der Sport ist es wert, gefördert zu werden.



Maria Theresia und ihre Familie

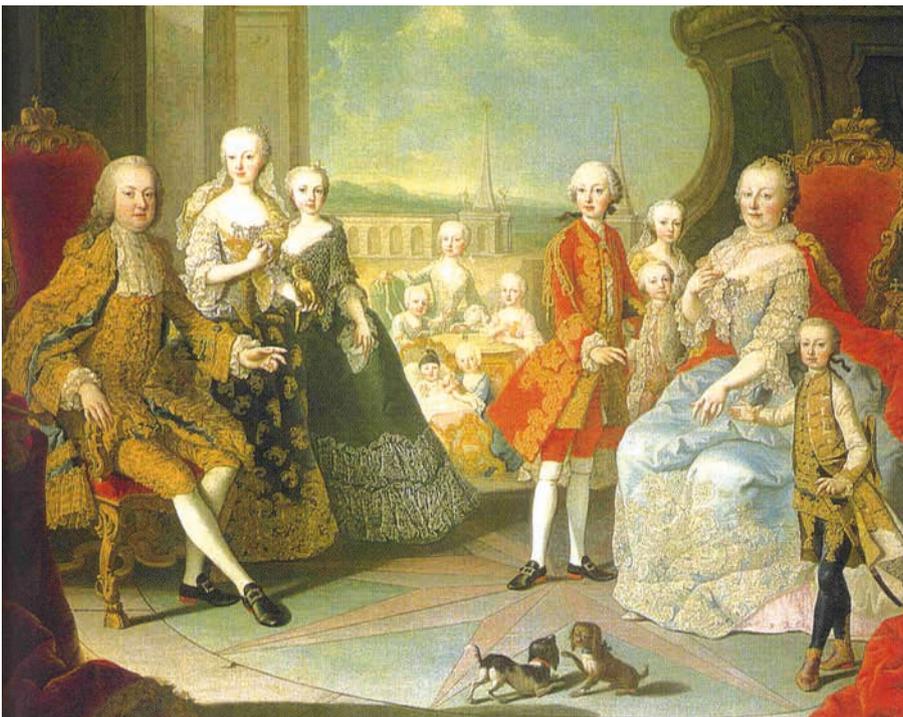
Eine Dynastie und ihre Behinderungen

Kaiserin Maria Theresia, Erzherzogin von Österreich, Königin von Ungarn und Böhmen, ist 1717 geboren und 1780 gestorben. Sie selbst war nicht behindert. Unter dem Aspekt Behinderung sind zwei andere Punkte in ihrem Leben interessant: Die Dynastie der Habsburger trug eine Veranlagung in sich, die das Auftreten von Epilepsie begünstigte. Bei dieser chronischen Krankheit kommt es auf einen Reiz hin zu einer abnormen Überreaktion sehr vieler Nervenzellen gleichzeitig im Gehirn. Das bewirkt einen zeitweiligen Bewusstseinsverlust und bei manchen Formen einen schnellen Wechsel von heftigen Muskelkrämpfen und einen Verlust der Muskelspannung. Epilepsie hat nichts mit Geisteskrankheit oder Geistesschwäche zu tun. Dies beweisen nicht zuletzt Menschen, die trotz ihrer epileptischen Anfälle Überdurchschnittliches geleistet haben. Weder Maria Theresias Geschwister noch ihre Kinder waren davon betroffen. Erst beim Enkel Karl, geb. 1771, später ein berühmter Kriegsherr, trat sie wieder auf.

Auf jeden Fall behinderte Maria Theresia die Entwicklung und zentrale Lebensentscheidungen ihrer Kinder: Sie erzog ihre Kinder sehr streng und „verschachtete“ sie im politischen Ränkespiel wie Schachfiguren. Die Hübschen wurden mit Kalkül verheiratet, verwachse-

ne oder pockennarbige Kinder in Klöster gedrängt. Das war damals üblich, aber das macht es nicht besser. Nur ihre Lieblingstochter Maria Christine durfte eine Liebesheirat eingehen. Maria Theresia selbst, mit sechs Jahren bereits in Franz Stephan von Lothringen verliebt, war seit 1736 ehelich mit ihm verbunden. Mit dem zwischen Frankreich und Deutschland gelegenen Erbe kam ihre Heirat mit dem heiteren, gescheiterten, hübschen Prinzen ihrem Vater Karl VI. gelegen. Noch 1766 schrieb Maria Theresia in einem Brief: „... seit dreiundvierzig Jahren war mein Herz ihm allein ganz zugethan.“ Sie ernannte ihn zum Mitregenten. Er war auch der offizielle Kaiser, die Regierungsgeschäfte erledigte jedoch die als „Kaiserin“ titulierte Ehefrau. Da angeheiratet, nannte sie sich hier *Kaiserin*, hingegen *König* von Ungarn, auf Erbrecht basierend.

Aufgrund einer Regelung von 1713 war es möglich, dass Maria Theresia 1740 Thronfolgerin wurde. Zuerst traute niemand der erst 23-Jährigen das Regieren zu. Sie hatte „nur“ die traditionelle Erzherzoginnen-Ausbildung erhalten. Jedoch überraschte sie alle und regierte 40 Jahre lang erfolgreich die aus 58 Ländern bestehende Habsburgermonarchie. Hilfreich war sicher, dass Geschichte ihr Lieblingsfach gewesen war.



Familienportrait um 1754, Maler: Martin van Meytens; © BMobV

Maria Theresia war 16 mal „schwanger als Herrscher“. Für diese neue protokollarische Situation gab es für öffentliche Auftritte eine Neuerung: Um 1720 wurde in der Wiener Hofwerkstatt ein Gala-Tragesessel aus Samt und Stickerei gebaut. Laut Landsteiner leide sich das repräsentative Sitzmöbel „Thron“ von Skulpturen hockend gebärender, steinzeitlicher Göttinnen ab, mit dem voluminösen Gesäß der Göttinnen als Sitzbrett. Die Göttin werde als aktives Prinzip des Schöpfens dargestellt. Der feststoffliche Thron stehe für das Herstellen einer Ordnung. Sitzen als störender Eingriff in den Körper ermögliche es, spontane innere Ausdrücke wie Hunger, Durst und Sexualtrieb zu unter-

drücken oder hinauszuschieben. Daher habe die Inthronisation Herrscher*innen körperlich beeinträchtigt, verkrüppelt, bisweilen sogar getötet – es sind wohl das Wochenbett und das Schlachtfeld gemeint. Maria Theresia hat 16 Kinder geboren, jedoch wurden nur zehn davon erwachsen.

Für Herrscher*innen nehmen das Ausüben gepflegter Etikette und die Demonstration höfischen Anstands einen hohen Stellenwert in der Erziehung und im Alltag ein. Das Spanische Hofzeremoniell, üblich seit dem 15. Jahrhundert, war solch eine einengende Etikette: Jede*r durfte sich nur mit dreimaliger tiefer Verbeugung und mit Kniefall zum König hin bewegen, beim Rückzug dasselbe in rückwärts. Mit dem Zeremoniell wollten die Habsburger*innen ihre Besonderheit in Europa hervorheben. Der Adel nutzte es

*Kriege sollen andere führen,
du glückliches Österreich, heirate!*

(Hauspruch Habsburgs)

ebenfalls, um sich von niedrigeren Ständen abzugrenzen, aber auch um seine Nähe zum Herrscherhaus zu betonen. Erst unter Maria Theresias Sohn Joseph wurde es abgeschafft. Es gilt bis heute: nur keine Gefühle zeigen, bereits als Kind verantwortlich sein, für andere und sich selbst, alles nur in gemäßigttem Stil von sich geben. Mensch ist „abgehoben“, sieht sich zumindest so, und bleibt nur innerhalb der eigenen Sippe, so die Genesungsbegleiterin Monika Thein von Plottnitz.

Die Herrschaft der Habsburgermonarchie galt als gottgegeben. Zu ihrem Fortbestand war eine unberührte Braut mindestens von Fürstenstand wichtig. Vielversprechend waren gute Gesundheit und ein breites Becken. Aufgrund der katholischen Religion und der besonderen Verbindung mit den Heiligen und der Gottesmutter erhielten die Töchter seit etwa 1650 häufig den Namen Maria. Die Taufe war der erste zu überstehende repräsentative Akt. 40 Tage nach der Geburt fand der „Hervorgang“ statt, in Anlehnung an Mariens biblischen Tempelgang, als sie Jesus auf dem Altar Gott dargebracht haben soll. Maria Theresia beging diesen besonders prächtig, als sie 1741 endlich den erhofften Thronfolger Joseph geboren hatte.

Die Erziehung der Kinder zu zukünftigen Herrschenden oder Ehepartner*innen war stark und insofern auch behindernd. Diese wurden von der Mutter getrennt, kamen in eine „Kindskammer“ und bekamen eine Aja (Tochter) als „zuchtmaisterin“ oder einen Ajo (Sohn). Die Kinder wurden oft einbandagiert, um einen geraden Wuchs der Glieder zu garantieren. Ammen wurden später reich entlohnt. Zwischen dem zweiten und dem vierten



Maria Theresia wurde nach der heiligen Theresia von Avila benannt, hier die Verückung von Theresia.



Die Hietzinger Kasel von 1759 bestickten Maria Theresia und Töchter mit dem Monogramm MARIA THERESIA.



Die mit Waffengewalt zur Herrschaft gekommene Zarin Elisabeth von Russland ließ sich in Uniform und Männersattel abbilden.

Lebensjahr wurden die Kinder „sauber“. Als Spielzeug dienten viele Tiere wie Hunde und zahme Vögel. Maria Theresia spielte selbst gerne Karten und gab dies an ihre Kinder weiter.

Das oberste Erziehungsziel für Habsburger Kinder war ein gottesfürchtiges Leben. Mit dem Lesenkönnen begann sofort lateinischer Bibelunterricht! Frömmigkeit wurde als Herrschertugend angesehen, ein hoher Bildungsgrad ebenfalls. In sogenannten Fürstenspiegeln wurde dazu aufgefordert, sich ganz dem Wohl der Untertanen hinzugeben. Schon als Kind hatten die Erzherzog*innen Jesuiten als Beichtväter. Bei Maria Theresia stand der Religionsunterricht durch den Beichtvater an oberster Stelle. Der Tag begann mit Kreuzzeichen und Morgengebet auf den Knien und war bis zur abendlichen Gewissenserforschung und zum Nachtgebet mit Handlungen ähnlicher Art durchsetzt. Trotz aller Verzärtelung in den ersten Lebensjahren galt: Sie „sind geboren zu gehorsamen und sollen es mithin bei Zeiten gewöhnen“ (Instruktionen Maria Theresias). Mädchen wurden unterschiedlich lange bei den „Weibern“ gelassen, die Jungen bekamen frühestens ab dem fünften Lebensjahr einen eigenen, männlichen Hofstaat.

Neben Latein als erster Fremdsprache lernten die Kinder weitere Sprachen für den Kontakt mit dem Volk. Im Hinblick auf spätere Verheiratung wurde das auch für Töchter als sinnvoll angesehen. Maria Theresia und Franz

Stefan sprachen privat die Hofsprache Französisch, alle Kinder konnten daneben auch Deutsch. Es waren strenge Prüfungen in den Unterrichtsfächern in Anwesenheit Maria Theresias zu absolvieren. Söhne mussten ein gestaltetes Handwerk wie zum Beispiel Drechseln erlernen, die Töchter Hand- und Näharbeiten. Auch Zeichnen, Malen und musischer Unterricht gehörten zum Pensum. Bei Ballett-, Tanz- und Theaterauftritten schon im frühen Kindesalter wurden Körperkontrolle, Redenhalten und öffentliches Auftreten eingeübt. Die Kinder bzw. Jugendlichen waren nie allein, der Hofmeister/die Kammerfrau waren immer anwesend, sogar nachts. Für die Söhne als zukünftige Herrscher und Heeresführer waren des Weiteren körperliche Ertüchtigung, Jagen, Fechten, Schießen und Reiten von großer Wichtigkeit. Auch Töchter gingen zur Erholung an der frischen Luft auf die Jagd.

Wenn Maria Theresia das Jagen auch nicht liebte, so setzte sie beim Reiten neue Maßstäbe. Sie erlernte diese Fähigkeit erst 1741 mit 24 Jahren, denn zur Krönung zur Königin von Ungarn war der Ritt auf den Krönungshügel in Pressburg vorgeschrieben. Reiten wurde ihre Lieblingsfreizeitbeschäftigung. Sie löste damit einen Boom aus: Bald waren mehr Reiterinnen als Reiter auf Wiens Straßen zu sehen. Maria Theresia ritt auch während ihrer Schwangerschaften. Ihre Töchter hingegen bekamen keinen Reitunterricht. Ihre Tochter Marie Antonia ritt schon mit 15 Jahren in Versailles als Königin Marie Antoinette, und zwar im Herrensitz. Dies wurde als schädlich für das Kinderkriegen angesehen. Daher war Maria Theresia sehr besorgt – jedoch unbegründet, Marie Antoinette wurde viermal schwanger. Maria Theresia ritt nur im Damensattel. Als zur Herrschaft geborene Habsburgerin war es nicht nötig, ihre Herrscherqualitäten durch Uniform und Männersattel optisch zu unterstreichen.

Maria Theresia war bereits zu Lebzeiten durch häufige Namens- wie Geburtstagsfeste, aufwändige Schlittenfahrten, Fasching und Maskenbälle sehr beliebt. Reformen wie die Einführung der Schulpflicht, die Verbreitung der Kartoffel als Nahrungsmittel und das Vereinheitlichen des Maß- und Gewichtssystem trugen zu ihrer Beliebtheit bei. Heute wird Maria Theresia überwiegend positiv gesehen und bewundert.

Heike Oldenburg

Quellen: Wikipedia; Lisa Landsteiner, PLATZ NEHMEN – Zur Psychologie des Sitzens am Ort der Psychiatrie, Bielefeld 2017; Sabine Weiss, Zur Herrschaft geboren: Kindheit und Jugend im Haus Habsburg von Kaiser Maximilian bis Kronprinz Rudolf, Innsbruck/Wien 2008; epilepsiemuseum.de; zur Genesungsbegleitung siehe ex-in.de

Von Mal zu Mal

Ein Porträt der Künstlerin Ines Lackner

Malen und Musik sind die Herzenthemen der Künstlerin Ines Lackner, die eine kleine Auswahl ihrer Bilder im Rahmen der Gruppenausstellung *Von Mal zu Mal* des Ateliers ARTHE in der Villa Donnersmarck zeigt.

Die selbstbewusste Frau ist seit ihrer frühen Kindheit leidenschaftlich kreativ. Schon in der Schule inspirierten sie die kleinsten Dinge und sie bemalte ihre Bücher und Hefte, wenn sie der Lernstoff nicht interessierte. Die gebürtige Brandenburgerin nutzte dazu verschiedene Mittel, oft waren es Wasserfarben, die sie sich zu Hause zusammenmischte. Ihr Gestaltungswille war und ist groß. Malen auf Papier reichte ihr bald nicht mehr. Sie begann Alltagsgegenstände mit Lackfarben „aufzuhübschen“ und pinselte sich ihr eigenes Stonehenge an die Tür.

„Ich hätte gerne Kunst studiert“, erzählt Ines Lackner. Aber ihre Eltern wollten, dass sie etwas Bodenständiges lernt. Sie wurde Konditorin und setzte ihre Begabung beim fantasievollen Verzieren von Backwerken ein.

2003 erkrankte sie schwer. Sie kämpfte sich zurück ins Leben. Malen – jetzt in Öl – half ihr auf dem Genesungsweg. Im Laufe der Jahre entstanden viele Werke, die ihre künstlerische und seelische Entwicklung doku-

mentieren. Ines Lackner drückt es so aus: „Ich male das Bild und gebe etwas von mir mit hinein, dann passiert etwas mit mir. Es entsteht etwas Identisches, aber nicht das Gleiche.“ Besonders gerne malt sie Löwen. In ihnen sieht sie ihre Persönlichkeit gespiegelt – und ihre Stärke: „Wenn sie fallen, stehen sie wieder auf. Sie wissen, sie würden sonst untergehen in der Wildnis.“

Auf Empfehlung ihrer Betreuerin besucht sie seit 2013 das offene Atelier ARTHE. Sie ist dankbar für diese Möglichkeit. Durch die kunsttherapeutische Anleitung und die anderen Künstler erfährt sie neue Inspiration und erweitert ihr Spektrum. Mittlerweile betätigt sich Ines Lackner auch als Auftragsmalerin. Eine Herausforderung, die ihr zusagt: „Manchmal denke ich, vielleicht ist es ein Segen, behindert zu sein. So kann ich mich beweisen.“

Alexandra Jahnke und Helga Hofinger

Von Mal zu Mal – Gemeinschaftsausstellung ARTHE –
Das Offene Atelier
10.00–17.00 Uhr bis 31.01.2018 | Eintritt frei
Ort: Villa Donnersmarck
Schädestr. 9-13, 14165 Berlin-Zehlendorf,
villadonnsmarck.de



**Eine Urlaubsimpression,
kreativ verarbeitet von
Ines Lackner**

Hast du Töne?

70 Jahre Schallplatten von Amiga

Obwohl das sozialistische Staatsgebilde namens „DDR“ bekanntlich schon seit mehr als 25 Jahren Geschichte ist, gibt es in unserer Wahrnehmung Sitten, Dinge oder sogar Firmen aus dem östlichen Teil Deutschlands, die die Wiedervereinigung überlebt haben. Eine von ihnen ist die Amiga, eine ehemalige staatliche Schallplattenfirma, deren Werk unter dem Dach des Universal-Konzerns überlebte und in kleinerem Rahmen fortgeführt wird.

Die Verantwortlichen fördern immer wieder musikalische Schätze zutage, die damals nur in geringer Auflage produziert und als gelegentliche Bückware (unter dem Ladentisch) verkauft wurden. So kommen dann etwa Schlagersänger zu späten Ehren, deren Hits aus den 50er Jahren längst in Vergessenheit geraten sind.

Auch werden Aufnahmen der populären Rockbands wie Puhdys, Karat oder Silly digital bearbeitet und damit den zeitgemäßen Hörgewohnheiten angepasst.

Das eröffnet zugleich die Möglichkeit, den Hörern Titel zugänglich zu machen, die zum Zeitpunkt der Erscheinung nicht den Weg auf die Platte finden konnten oder durften.

Ein kleiner geschichtlicher Rückblick

Gegründet worden ist die Amiga im Jahre 1947 vom Schauspieler Ernst Busch, der seine Erfahrungen aus dem spanischen Krieg in Kampfliedern verarbeitete, die er mit Hilfe seiner eigens gegründeten Plattenfirma unters Volk bringen wollte. Leider ging der Absatz nur schleppend voran, sodass er sich gezwungen sah, die Türen seiner Studios auch für populäre Swing-Bands oder Schlagersänger zu öffnen. Wie ich hörte, waren darunter sogar „westliche“ Interpreten wie Rudi Schuricke oder Fred Bertelmann.

Im Jahre 1955 wurde die Firma zwangsenteignet, in staatlichen Besitz überführt und firmierte fortan unter

dem klangvollen Namen VEB Deutsche Schallplatte. Neben der Amiga gab es weitere Sparten wie Eterna und Lyra. Diese dienten der Verbreitung von klassischer Musik, Opernaufführungen und Konzerten, vertonter Lyrik, Theaterstücken oder Hörspielen. Obwohl die Firma Studios im östlichen Teil der Brunnenstraße betrieb, entstanden viele Produktionen im Bereich Schlager, Jazz oder später dann Rock- und Bluesmusik im großen Sendesaal des Berliner Rundfunks in der Nalepastraße. Das hatte den Vorteil, dass die Musiker für den populären Jugendsender DT64 oder den Hausherrn Berliner Rundfunk jederzeit zu Interviews bereitstanden. Der auch im Westen bekannte Schlagerstar Frank Schöbel moderierte dort sogar eine eigene wöchentliche Sendung.

In den 70er Jahren begann das goldene Zeitalter des Ostrocks. Die Liedtexte der Bands dieser Stilrichtung wurden zwar rigorosen Zensuren unterworfen und auch sonst vielfach blockiert, genossen aber gerade bei jungen Hörern große Popularität, weil sie als Ersatz für westliche Künstler dienten. Diese Bands erhielten dann „zu Ruhm und Ehre des Sozialismus“ sogar die Reiseerlaubnis ins westliche Ausland, weil sie Westgeld von dort mitbrachten.

Deshalb wurde das Meisterwerk Blauer Planet der Band Karat auch bei einer westlichen Plattenfirma veröffentlicht und erhielt nicht nur diverse Auszeichnungen, sondern erwirtschaftete auch einen guten Gewinn. Davon zehrt die Band noch heute. Allerdings macht mich nicht nur bei ihnen ein wenig traurig, dass sie in der Wahrnehmung des Publikums und fürs Radio und TV scheinbar nur zehn Songs produziert haben, nicht aber 20 LPs und CDs.

Mitte der 80er Jahre büßten die Bands an Popularität ein, weil das Publikum im östlichen Teil Deutschlands den Punk und anderes für sich entdeckte und die Firma auch den Bands, die sich bisher im Untergrund bewegt hatten, Türen und Tore öffnen musste. Als dann die Wendezeit anbrach, wollten die Plattenkäufer gar nichts mehr aus dem eigenen Land hören, weil sie jetzt Zugang zum internationalen Markt hatten und ihre ausländischen Idole ihnen nicht länger fern waren. Erst ein paar Jahre später, besann man sich dessen, was 20 Jahre lang im Plattenschrank gestanden hatte und wünschte sich die Aufnahmen auch in CD-Qualität. Dieser Trend ist bis heute ungebrochen.

Anke Köhler



Programm

Jeder für sich und alle zusammen

Line Dance in der Villa Donnersmarck

Wer gern in Gesellschaft tanzt, kennt die Probleme: Für Tanzabende benötigt man einen Partner oder eine Partnerin, Standardtänze müssen gelernt sein und nicht selten tritt man sich dabei gegenseitig auf die Füße.

Line Dance bietet die perfekte Alternative für alle, die sich auch ohne Tanzpartner gern zusammen mit anderen zu Musik bewegen. Jeder tanzt dabei für sich allein, in mehreren Linien neben- und hintereinander. Zu Country- und Popmusik lernt man so eine Reihe einfacher Choreographien, die einen mit viel Spaß über das ganze Parkett bewegen. Sich die Schrittfolgen zu merken, hält zusätzlich das Gedächtnis fit. Ab Januar 2018 kann man den aus den USA stammenden Gruppentanz in der Villa Donnersmarck lernen, auch ohne Stiefel und Cowboyhut.

Freitags, 14-tägig / Start am 19. Januar 2018
17.30-19.30 Uhr

Ort: Villa Donnersmarck,
Schädestraße 9-13, 14165 Berlin

Kosten: 1,- Euro pro Person/Treffen

Bitte melden Sie sich an.

Das gesamte Programm der Villa Donnersmarck für 2018 finden Sie unter villadonnersmarck.de/programm



Sie möchten regelmäßig die WIR lesen?

Die WIR erscheint zweimal im Jahr und wird Ihnen gerne kostenlos zugesandt. Bitte senden Sie uns den ausgefüllten Bestellcoupon oder faxen Sie eine Kopie an 030 - 76 97 00-30. Die WIR gibt es auch zum Download unter fdst.de



WIR 1/2016

- Eröffnung des P.A.N. Zentrums
- Die Stiftungsgeschichte als Kurzfassung
- Meine Reise nach Irland
- Einhändig kochen
- Auszeichnung für Assistenzhund-Teams
- Feuer gefangen: Karatemeister Sven Baum im Portrait



WIR 2/2016

- Wege ebnen – damals wie heute
- Cover-Model für zehn Minuten
- Mittendrin im Jubiläumsfest der Fürst Donnersmarck-Stiftung
- Sittin' Bull ist mittendrin
- Inklusion auf Koreanisch
- Der Hausboot-Test
- Dabei beim Fest der Nachbarn



WIR 1/2017

- Sprach-Lern-Apps im Praxistest
- #neueNähe-Hackathon 2016
- Der digitale Patient und seine Daten
- Mein letztes Selfie – von Phil Hubbe
- Interview mit der neuen Senatorin für Integration, Arbeit und Soziales
- Zumba Rollifitness mit Conny Runge



Name

Straße

PLZ/Ort

E-Mail

Fürst Donnersmarck-Stiftung
Öffentlichkeitsarbeit
Dalandweg 19

12167 Berlin

Ich möchte gerne regelmäßig und kostenlos die WIR erhalten

Ich möchte weitere Informations- und Veranstaltungsangebote der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Ich brauche Exemplar(e)

der aktuellen Ausgabe

der Ausgabe 1/2017

der Ausgabe 2/2016

der Ausgabe



DIE STIFTUNG IM WEB

Sie suchen die passenden Links, um uns im Netz zu finden? Sie finden sie hier: fdst.de/socialmedia

Wir freuen uns auf Ihren Besuch, ihre Likes und Ihre Kommentare bei:

Fürst Donnersmarck-Stiftung

-  facebook.com/fdst.de
-  twitter.com/fdst_de
-  instagram.com/fdst
-  youtube.com/fdstde
-  plus.google.com/+FdstDe
-  issuu.com/wirmagazin

HausRheinsberg

-  facebook.com/Hotel.HausRheinsberg
-  youtube.com/HausRheinsberg
-  flickr.com/hausrheinsberg

fdst.de

Impressum

WIR – Magazin der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Herausgeber

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Redaktionsleitung

Ursula Rebenstorf / Sebastian Weinert

Fürst Donnersmarck-Stiftung

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Tel.: 0 30 - 76 97 00-27; Fax: -30

E-Mail: wir@fdst.de; Internet: fdst.de

Gestaltung bleifrei Texte + Grafik

Titel Sebastian Weinert

Druck Nordbahn gGmbH, Werkstatt für Behinderte

Erscheinungsweise zweimal im Jahr

Redaktionsschluss dieser Ausgabe 5. Oktober 2017

Fotos Ursula Rebenstorf, Sebastian Weinert, Thomas Golka, Christine Busch, Helga Hofinger, Sabine Lutz, Heike Oldenburg, Sean Bussenius, Janett Ohlerth, Monika Holfeld, Roman Rösener, Ines Voll, Jonas Decker, Birte Zellentin, Enno Hurlin, Susanne Schiering.

Mit freundlicher Genehmigung: KHM (Martin van Meytens), Berliner Verkehrsbetriebe – Oliver Lang, MOSAIK Steinchen für Steinchen Verlag, Gerlinde Bendzuk, Ulf Liedke, Alfons Sperl, Wikipedia: Hannes72 – Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, Livioandronico2013, Rainer Halama – commons.wikimedia.org/wiki/File:Wikimania2016--3063.jpg under under CC BY-SA 4.0

DIE FÜRST DONNERSMARCK-STIFTUNG UND IHRE TEILBEREICHE

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Tel.: 0 30 - 76 97 00-0

Fürst Donnersmarck-Haus

Wildkancelweg 28, 13465 Berlin

Tel.: 0 30 - 4 06 06-0

P.A.N. Zentrum

Raumentaler Straße 32, 13465 Berlin

Tel.: 0 30 - 4 06 06-0

Ambulant Betreutes Wohnen

Wohngemeinschaften und

Betreutes Einzelwohnen

Babelsberger Str. 41, 10715 Berlin

Tel.: 0 30 - 85 75 77 30

Wohnheim am Querschlag

Am Querschlag 7, 13465 Berlin

Tel.: 0 30 - 40 10 36 56

Ambulanter Dienst

Oraniendamm 10-6, Aufgang A

13469 Berlin

Tel.: 0 30 - 40 60 58-0

Unterstützung bei der Entwöhnung von Beatmung – UEvB

Wildkancelweg 28, 13466 Berlin

Tel.: 0 30 - 406 06-140

Freizeit, Bildung, Beratung

Villa Donnersmarck

Schädestr. 9-13

14165 Berlin

Tel.: 0 30 - 84 71 87-0

blisse

Blissestr. 12 / Ecke Wilhelmsaue

10713 Berlin

Tel.: 030 - 847 187 50

Reisebüro

Blissestr. 12, 10713 Berlin

Tel.: 0 30 - 8 21 11 29

FDS Hotel gGmbH

HausRheinsberg Hotel am See

Donnersmarckweg 1

16831 Rheinsberg

Tel.: 03 39 31 - 3 44-0

Gästehaus Bad Bevensen

Alter Mühlenweg 7

29549 Bad Bevensen

Tel.: 0 58 21 - 9 59-0

FDS Gewerbebetriebsgesellschaft mbH

Hausverwaltung/Vermietung

Amalienstr. 14, 12247 Berlin

Tel.: 0 30 - 7 94 71 50





EINZIGARTIGES MODELLPROJEKT

OFFENE THERAPIERÄUME, MODERNSTE AUSSTATTUNG,
ORTE DER BEGEGNUNG UND KOMFORTABLE EINZELZIMMER:

Das bundesweit einzigartige Modellprojekt verbindet Neuro-Reha und Architektur zu einem therapeutischen Umfeld, in dem ein interdisziplinäres Team von Neurologen, Neuro-Psychologen, Neuro-Pädagogen und Therapeuten den Rehabilitanden anleitet, sein Reha-Potential auszuschöpfen.



P.A.N. ZENTRUM
FÜR POST-AKUTE NEUROREHABILITATION

Tel. (030) 40 606-231
E-Mail: bamborschke.fdh@fdst.de
Rauentaler Str. 32 | 13465 Berlin
www.panzentrum.de



FÜRST DONNERSMARCK-STIFTUNG